



# Die Zukunft.

Berlin, den 12. Dezember 1905.

---

## Die Krankheit des Kaisers.

Am neunten November lasen wir, zwei Tage vorher sei aus dem Kehlkopf des Kaisers ein weiches, von Plattenepithel überzogenes Bindegewebe entfernt worden. Ein Stimmlippenpolyp, hieß es im ersten offiziellen Bericht. Der Ausdruck klang dem Laien fremd; die Aerzte scheinen die ligamenta glottidis, die wahren Stimmbänder, um Verwechslungen mit den Taschenbündern zu meiden, jetzt Stimmlippen nennen zu wollen. Professor Orth, Birchows Schüler und Nachfolger, hatte, unmittelbar nach der „ganz glatt verlaufenen“ Operation, das Gewebe mikroskopisch untersucht und das Ergebnis in den unzweideutigen Satz gefasst: „Es handelt sich um einen durchaus gutartigen bindegewebigen Polypen“. Danach war nicht der geringste Grund zur Besorgniß. Seit — bald nach der Geburt des regierenden Kaisers — Czermak zum ersten Mal Kehlkopfpolypen sicher nachgewiesen hat, sind unzählige Fälle behandelt worden, meist sogar ambulatorisch. Die Operation ist weder schwierig noch schmerhaft. Vor vierzig Jahren beschrieb Paul Victor von Bruns „die erste Ausrottung eines Polypen in der Kehlkopfhöhle ohne blutige Eröffnung der Luftwege“; er mußte den Patienten, seinen Bruder, acht Wochen lang mit Versuchen plagen, bis der erkrankte Kehlkopf den durch die Einführung des Messers bewirkten Reiz ertrug. Heute hat der Arzt feinere Instrumente, Vincetten, galvanokaustische Schlingen, und die Schleimhaut wird durch Cocain unempfindlich gemacht. Seitdem häuft man Stimmbandpolypen, so lästig sie sein können, nicht mehr für gefährlich; die Gefahr des Erstickens entsteht in nicht vernachlässigten Fällen selten und die Beseitigung der kleinen Geschwülste wird kaum noch zu den

ernsthaften Operationen gerechnet. Diesmal aber glaubten nur Wenige an die Unbeträchtlichkeit der Sache. Trotzdem von allen Seiten beschwichtigende Bulletins kamen und der Operateur recht redselig Beginn und Verlauf der Erkrankung schilderte, blieb die Meinung: Da wird vertuscht. Für eine Kleinigkeit hätte man nicht den großen Apparat aufgeboten, der schlimme Gerüchte begünstigen müßte. Vier offizielle Berichte am ersten Tag; und vorher Alles verheimlicht. In Wiesenburg hatte es angehangen. Die Heiterkeit wollte nicht weichen. Der Leibarzt Dr. Isberg wurde unruhig. Die Kaiserin unter brach ihre Reise. Der Geheimrat Moritz Schmidt wurde aus Frankfurt gerufen und erklärte, man müsse abwarten; werde eine Operation nöthig, so könne natürlich erst die mikroskopisch Untersuchung den Besund feststellen. Niemand erfuhr Etwaß; auch als der frankfurter Laryngologe zum zweiten Mal berufen und unerkannt im Neuen Palais angelangt war, ahnte selbst die nächste Umgebung noch nichts. Den Flügeladjutanten vom Dienst fiel nur auf, daß am nächsten Tage der von einem Spaziergang heimkehrende Kaiser im Schloß einen anderen Weg nahm, als er gewöhnlich pflegte. Er ging in ein Zimmer, wo für die Operation Alles vorbereitet war, und noch am selben Tag konnte Professor Orth sein Gutachten einsenden. Die Absicht war gut. Die Thatsache der Erkrankung sollte erst bekannt werden, wenn zugleich auch die Gefahrlosigkeit verbürgt werden konnte. Doch darf man den Böllern verdenken, daß sie offiziellen Berichten aus der Krankenstube eines Königs nachgerade den Glauben versagen? Humanität und Politik zwingen zur Unwahrsagtheit. Daß ein Monarch in Lebensgefahr schwiebt, wird meist erst zu gegeben, wenn das Röma begonnen hat. Und würde ein erfahrener Spezialist vor Aerzten ein Langes und Breites über eine Operation erzählen, die jeder Fachmann als nicht der Rede werth kennt? Würden die Kollegen ihm huldigen, ihn für solche Duzendleistung feierlich zum Ehrenmitglied ernennen? Die Helden der reinen Wissenschaft sind doch nicht servil. So wurde geflüstert. Immerhin founte man den Zweiflern das von den Herren Leuthold, Schmidt und Isberg am neunten November unterzeichnete Bulletin entgegenhalten, daß sagte: Die entzündliche Reaktion läßt bereits nach; daß Allgemeinbefinden ist gut; bis zur Heilung der kleinen Wunde können aber noch acht Tage verstreichen. Gewiß hatten die drei Aerzte eine über ihr Erwarten hinausreichende Frist gewählt; mit solcher Sicherheit würden sie nicht reden, wenn auch nur die Möglichkeit einer Enttäuschung vorhanden wäre.

Die Prognostik hat sich nicht bewährt. Vier Wochen nach dem neunten November war die Wunde noch nicht völlig geheilt, konnte der Kaiser

seine Stimme noch nicht wieder gebrauchen. Man hatte verkündet, er werde in den ersten Dezembertagen schon kleine Reisen unternehmen und selbst den Reichstag eröffnen: er blieb im Neuen Palais und der Kanzler verlas die Thronrede. Aus Potsdam kam die Meldung, der Kranke sehe schlecht aus und sei auffällig gealtert; der Zustand müsse sich verschlimmert haben, denn die Sprechversuche seien wieder aufgegeben worden und der Kaiser schreibe Alles, was er mitzutheilen wünsche, auf Bettel. Daß in der Thronrede von der „Heilung“ des ersten Bundesfürsten gesprochen wurde, wirkte eher ungünstig als günstig; ein Stimmloser ist ja noch nicht als geheilt zu betrachten. Ein paar Tage danach mußte denn auch zugegeben werden, „daß die Heilung normal verläuft“, also vorschreitet, nicht vollendet ist. Alles offiziöse Bemühen half nun nicht mehr; wer mag aus solcher Quelle schöpfen? Das Ausland hielt Wilhelm den Zweiten für einen verlorenen Mann und die Zeitungpsychologen durchforschten schon die Persönlichkeit des Kronprinzen. Auch in Deutschland wuchs ringsum der Glaube, es könne sich nicht um eine leichte Erkrankung handeln. Diplomaten stellten die Köpfe zusammen und berichteten ihrer Regierung, public opinion zweifle an der Wahrheit der offiziellen Angaben. Großindustrielle fragten unruhig, was aus ihren Plänen werden solle, wenn dem Leben ihres höchsten Protectors ein naheß Ziel gesetzt sei. Mütterne Politiker meinten, nur wer den Deutschen für unmündig und kindisch hilflos halte, könne fürchten, die ganze Herrlichkeit werde verbreichen, wenn zwei Augen sich schließen. Der Fehler der Prognose rächte sich. Überall waren Zweifel erwacht, auch auf den Höhen der Beamenschaft und der Armee; und durch die erregte Vollephantasie huschten dunkle Gespenster. So hatte beim Kronprinzen Friedrich auch angefangen; fast genau so. Zuerst eine Heiserkeit, die allen Heilmitteln widerstand. Monate lang offizielle und offiziöse Beschwichtigungen. Am neunten Juni 1887 Virchows Gutachten: das exstirpierte Stück hat die Kennzeichen der Pachydermie, ist ein durchaus gutartiges Gewebe. Eine Reise nach Italien; auch Wilhelm der Zweite soll, wie es heißt, nächstens ja nach dem Süden gehen. Endlich — auch an einem neunten November — Mackenzies Erklärung, er stimme der Krebsdiagnose zu; die Tracheotomie und das Leid der letzten vier Lebensmonate. Dritts Wissenschaft hat noch nicht so viel Kredit wie die Virchows; und der weltberühmte Cellularpathologe hat damals majestätisch geirrt. Großmutter, Vater, Mutter des Kaisers sind am Karzinom gestorben. In allen drei Fällen wurde die Bösartigkeit der Neubildung bis in die letzte Zeit bestritten. Wissen Sie denn nicht, daß Krebs erblich ist? Wer weiß, ob nicht schon das Ohrenleiden des hohen Herrn... Man braucht

nicht zu den Bewundern des Kaisers zu gehören, braucht den Werth der Monarchenpersönlichkeit für die Entwicklung moderner Staaten nicht zu über- schätzen, um solches Geräum schädlich zu finden. Mag Einer sich noch so entschlossen zum ökonomischen Determinismus bekennen: gerade der Deutsche hat, nicht immer fröhlichen Herzens, erfahren, was ein Einzelner vermag. Das Deutsche Reich würde auch den dritten Kaiser überleben; für unser ganzes politisches Leben aber ist wichtig, zu wissen, ob man mit der Wahrscheinlichkeit eines nahen Thronwechsels rechnen muß. Doch wo ist Sicheres zu erkun- den? Die zur Behandlung berufenen Aerzte dürften, selbst wenn sie wollten, nichts Ungünstiges sagen; und die anderen, die das Bild der Erkrankung nicht sahen, sind auf Vermuthungen angewiesen. Ich habe Schweninger ge- fragt. Er hat die Leidensgeschichte Friedrichs miterlebt, den Kronprinzen überredet, sich mit dem Kehlkopfspiegel untersuchen zu lassen, und die Sektion der Leiche des Kaisers so dringend empfohlen, daß Wilhelm der Zweite sie, gegen den Wunsch seiner Mutter, anordnete und dadurch den deutschen Aerzten die Möglichkeit des nachprüfbaren Beweises gab, daß ihre Diagnose von Anfang an, trotz Mackenzies Widerspruch, richtig gewesen war. Schweninger kannte die Eltern, kennt die Kinder seit manchem Jahr und konnte sich nach offiziellen und geheimen Berichten vielleicht ein Urtheil über den Fall gebildet haben.

„Ein Urtheil? Nein. Dazu müßte ich gesehen, nicht nur gehört haben. Mehr als Vermuthungen kann ich Ihnen nicht bieten. Wer mit unfehlbarer Miene über kalte Menschen — daß ich den Begriff ‚Krankheit‘ ablehne, wissen Sie längst —, deren Zustand und Aussichten urtheilt, ohne sie genau zu kennen, ist ein Schwindler. Die Herren, die, mit oder ohne Diplom, ‚auf Wunsch auch brieflich‘ behandeln, haben doch wenigstens die subjektive Darstellung des Kranken vor sich. Also nichts Sichereres. Das hat übrigens selbst der behandelnde Arzt viel seltener, als man gewöhnlich glaubt, in der Westentasche. Was ich aber lese und höre, giebt mir, nach der Erfahrung einer dreißig- jährigen Praxis, gar keinen Grund zur Beunruhigung. Heutzutage muß Alles gleich Krebs sein. Erinnern Sie sich noch an die Erkrankung Eduards des Siebenten? Den hatte die öffentliche Meinung schon beinahe beerdigt und ich galt für einen Schönsärber, weil ich sagte, mir spreche keins der bekannt gewordenen Symptome für den Krebsverdacht; und vorläufig lebt der König ja noch ganz vergnügt. Beim Kronprinzen Friedrich lag die Sache anders. Der war sechzehn fünfzig Jahre alt und bekam plötzlich eine Heiserkeit, gegen die nichts half, die auch in Ems nicht weniger lästig wurde. Da mußte wohl etwas Ernstes vorsliegen; und ich sagte meinem Fürsten sehr früh, der Ge-

bankte an Karzinom sei nicht abzuweisen. (Die blödsinnige Behauptung, der Kaiser habe je eine solche Art von Krankheit gehabt, ist so falsch wie ein Herrn als unheilbar Kranken von der Thronfolge auszuschließen, braucht jetzt nicht mehr widerlegt zu werden.) Als der Kronprinz dann auf einem Ball ungefähr drei Viertelstunden über seine Halsbeschwerden mit mir gesprochen hatte, war die Vermuthung ziemliche Gewissheit geworden."

"Und viel später kam doch Birchows unrichtiges Gutachten."

"Warum muß es denn unrichtig gewesen sein? Erstens kann auch der geschickteste Operateur im solchen Fall daneben greifen und ein Stück herausholen, das für die Art der Erkrankung nicht typisch ist. Und zweitens ist der Mikroskopiker nicht unfehlbar. Auf dem Gewebe steht ja nicht: Dies ist Krebs! Der Befund muß gedeutet werden und läßt gar nicht so selten mehr als eine Deutung zu. Birchow sprach von Pachydermie. Der als Laryngologe äußerst gewandte MacKenzie, dem man aber wohl nicht Unrecht thut, wenn man ihm nachfragt, er habe die Sache von der politischen Seite genommen, könnte dem Pathologischen Anatomen absichtlich ein falsches Stück geliefert haben. Das braucht man aber gar nicht vorauszusehen. Warum sollen nicht auch bösartige Geschwülste Stellen haben, die nicht schlimmer aussehen als dicke, schwielige Haut? Birchows Diagnose kann vollkommen richtig gewesen sein. Sie hat mich damals nicht überzeugt; und eben so wenig würde ich heute auf Orth's Gutachten schwören, trotzdem ich ihn natürlich als ausgezeichneten Forsther anerkenne. Meinetwegen als 'Autorität'. Nur soll man die Autoritäten nicht für allwissende Götter halten und nicht außer sich vor Bewunderung sein, wenn auch sie mal von der Entwicklung widerlegt werden. Da hinten auf dem Bild ist ein weißer Fleck. Das Auge, das Fernglas hält es für Schnee; wenn wir hinkommen, ist's vielleicht ein Blatt Papier. Wir Aerzte schaden uns selbst, wenn wir thun, als könnten wir aus Symptomen und anatomischem Befund unter allen Umständen die Namen sämtlicher Krankheiten' ableSEN. Und könnten wir's, so wären wir auch nicht viel klüger; denn Namen sind Wörter und Wörter sind zwar für Lehrbücher und Museen gut, nützen für die Praxis aber verdammt wenig. Auch 'Krebs' ist schließlich nur ein Wort; der Begriff ist durchaus nicht so unbestreitbar fest, wie der Laie sich vorstellt. Von Hippocrates bis auf Crester, von Galen bis auf Bichat und weiter, daß ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, hat die Definition geschwankt; und wir stehen noch nicht am Ende. Das wäre auch traurig. Waldeyers Erklärung: 'Krebs ist eine atypische Wucherung der epithelialen Zellgebilde' wird vermutlich nicht das letzte Wort der Wissenschaft bleiben; eher schon Billroths klarer

und bescheidener Satz: „Krebs beruht auf einer Diathese.“<sup>1</sup> Selbst daß in unserer Zeit so beliebte Wort, „Neubildung“ sollte man miteiniger Voricht anwenden; die Häufung entarteter Theile wäre nicht als Neubildung zu bezeichnen. Noch bunter als in der Aetiology ist in der Therapie hergegangen; bald hieß es hippostratisch: *Noli metangere*, bald wurde galenisch gerathen, daß Karzinom auszuschneiden, *ut nulla supersit radix*. Seit die Chirurgen zur Herrschaft gelangt sind, wird das Schneiden bevorzugt und im Radikalismus so weit gegangen, daß auf einem der letzten Gynäkologenkongresse schon wieder Reversstimmen laut wurden. Man operirt radikal, noch radikaler und möglichst im Frühstadium. Ueber die Nützlichkeit kann man streiten; nicht aber darüber, daß der Krebs nicht eine ursprünglich lokale, erst später durch Metastase weitergeschleppte Erkrankung ist, sondern eine Allgemeinerkrankung des Organismus, die nicht einfach durch die Beseitigung eines Symptomes zu „heilen“ ist. Nach meiner Überzeugung leiben nicht Alle an Karzinom, die als krebzig etikettiert werden; zu sicherer Diagnose genügen hier, wie die Erfahrung lehrt, anatomische und histologische Biomente nicht: Verlauf und Ende der Erkrankung erst liefern die wichtigsten Kriterien. Deshalb ist kein Grund, sofort zu verzweifeln oder nach dem Messer zu greifen, wenn wir diese Diagnose hören. Nicht nach dem Namen der Krankheit sollen wir fragen sondern prüfen, was das erkrankte Individuum noch zu leisten vermag, welche Ressourcen es hat und wie wir sie sammeln, vermehren und nützlich verwenden können. Prognose und Diagnose: Wörter; der Kranke hat nicht Diagnose und Prognose von uns zu verlangen, sondern Hilfe, Rath, Pflege, die ihn zum Widerstand fähiger macht. Wo es sich um hohe Herrschaften handelt, will die öffentliche Meinung freilich immer schnell ein Trostspröcklein haben. Doch wir sehen ja jetzt wieder, welche Unannehmlichkeiten daraus entstehen können. Die kleine Stimmwandwunde des Kaisers heilte, wie es scheint, etwas langsamer, als man gehofft hatte. . . Das kann verschiedene Ursachen haben, beweist aber nichts für die Gefährlichkeit des Falles. Vielleicht kommen die Beschwerden auch nur noch von der Narbe. Wäre der leiseste Krebs verdacht aufgetaucht, dann hätten die behandelnden Aerzte nicht ein Stückchen extirpiert. Entweder radikal schneiden oder in Ruhe lassen, heißt heute die Lösung; erstens Planung, erkrankte Gewebe nicht durch mechanische Eingriffe zu insultiren, ist nicht vergessen. Warum auch Krebs? Das Lebensalter des Kaisers spricht nicht dafür. Mit dem Modepanz der Erblichkeit ist nichts anzufangen. Erstens wissen wir ganz und gar nichts Bestimmtes über die Erblichkeit des Krebses (den man auch schon für sicher ansteckend gehalten hat, bis man eines Besseren belehrt

wurde). Vererbt kann wohl ein Zustand werden, ein Minus an Kraft; aber ein Prozeß? Ich würde einen Krebs selbst dann für genuin halten, wenn ich wüßte, daß Vater oder Mutter des Erkrankten am Karzinoma gestorben ist; der Sohn kann ihn eben so, unter ähnlichen Lebensverhältnissen, erworben haben wie der Vater: durch parasitäre Erreger, durch Ueberernährung, allzu reichlichen Fleischgenuss oder sonstwie, ohne daß Sperma und Ei der Eltern zur Erkrankung der zelligen Gebilde beigetragen haben. Zweitens sind sichtbar wenigstens die Krebssymptome der Eltern erst Jahrzehnte nach der Geburt des jewigen Kaisers geworden; 1858 hielt Jeder den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen für kerngesund und sie selbst hielten sich auch dafür. An keinem ihrer Kinder hat irgend ein Arzt bisher etwas Krebsverdächtiges entdeckt. Der Verdacht ist wohl aufgetaucht, aber, so weit Wissenschaft und Kunst dazu im Stande sind, von Chirurgen und Internisten widerlegt worden. Damit könnte man sich eigentlich beruhigen. Die Ärzte, die den Kaiser behandeln, haben ja auch einen Namen zu verlieren."

„Aber sie dürfen nicht immer aufrichtig sein.“

„Brauchen sie auch nicht. Nur seinem Gewissen ist der Arzt Rechenschaft schuldig; die „Öffentlichkeit“ kann nicht verlangen, daß sie stets die Wahrheit erfährt. Nicht einmal der Kranke selbst; als ich in einem englischen Spital neben den Betten auf einer Tafel die Worte „unheilbare Krebskrank“ las, nannte ich dies Verfahren eine Barbarei. Nur ein Stümper wird sich nicht vor jedem Schritt fragen, wie er auf die Psyche des erkrankten Menschen wirken könnte. Wo nun gar noch politische Erwägungen mit ins Spiel kommen, kann auch der sonst Gläubigste leicht Verwirrungen fürchten. In unserem Fall scheint man aber von vorn herein eher zu schwarz als zu rosig gemalt zu haben. Wenn wir das Angstgespenst der Erblichkeit wegjagen, bleibt nicht der allergeringste Auslaß zur Furcht. Ich weiß nicht, ob der Plan einer Reise nach Italien oder ins Mittelmeer Wahrheit oder Dichtung ist; aber es wäre ganz natürlich, wenn ein hoher Herr nach solcher Belästigung ein milderes Klima aufsuchte und procul negotiis seine Nerven ausruhte. Das könnte keinen vernünftigen Menschen erschrecken. Eben so wenig kann die Thatsache, daß der Kaiser noch nicht spricht. Solches Stimmlippchen ist wie eine winzige Saite; die kann schon durch ein Stäubchen tonlos werden. Wenn Sie sich auf diesem kleinen und feinen Ding eine Narbe vorstellen, können Sie ahnen, wie lästig und langwierig die Sache werden kann. Darum bleibt sie doch alltäglich und ungefährlich. Bleibt, auch wenn neue Polypchen nachwachsen. Das kann sich unter Umständen sehr oft wiederholen. Es wäre der

größte Unsinn, dann jedesmal zu schreien: Rezidiv, — also Krebs! Ein Unrecht gegen den Kranken; und eine Dummheit, an der nur die Feinde des Deutschen Reiches ihre Freude hätten. Außer ihnen vielleicht noch die Anhänger des Wortaberglaubens in der Medizin. Die sind an dem ganzen Värm mitschuldig. Hätten wir uns nicht von ihnen verleiten lassen, dann würde die Meldung genügen: Hier ist ein erkrankter Mensch, dessen Zustand aber ungefährlich scheint. Jetzt fordert man Wörter. Und es giebt Aerzte, die diesen Wünschen weit entgegenkommen; sogar solche, die vor der schlimmsten Diagnose nicht zurückshreden: um so größer ist dann der Ruhm, wenn die „Heilung“ gelingt. Das war ein Krebsfall, den unser früher Eingriff gerettet hat! So können Statistiken entstehen . . . Aber ich darf hier nicht mein Stedenpferd reiten, sondern nur sagen, wie ich den Fall ansche. Sehr von Weitem. Nur Vermuthungen. Darüber sind wir doch einig, nicht wahr?"

Ganz einig. Immerhin mag es Manchen beruhigen, zu hören, daß ein unbesangener Praktiker in dem öffentlich kontrollierbaren Verlauf der Erkrankung nichts Uffälliges findet, nichts, was Grund gäbe, das Leben des Kaisers bedroht zu glauben. Eher beruhigen als die allerneusten Berichte geschäftiger Offiziösen, die mit neidenswertiger Zuversicht schon wieder melden, in vierzehn Tagen werde die Stimme des Monarchen in unvermindelter Kraft gebrauchsfähig sein, der Kaiser werde nächstens zu Jagden fahren und den preußischen Landtag „sicher“ selbst eröffnen; von einer Reise nach Italien sei nicht mehr die Rede. Berübgert irgend ein nicht vorauszusehender Umstand dennoch die Genesung, dann hat die Klatschsucht wieder freien Raum.

In einem ausländischen Blatt wurde neulich mit ungemeinem Tiefsinn die Frage erörtert, was aus dem Deutschen Reich werden möge, wenn Wilhelm der Zweite nicht mehr lebe. Daß es sofort auseinanderfallen, durch katholische, welsische, überhaupt antipreußische Tendenzen gesprengt werden müsse, schien noch nicht ganz sicher. Um so sicherer, daß der nächste Kaiser den bösen Agrariern, deren dunkles Trachten jetzt eine eiserne Faust niedergringe, ins Garn gehen würde. Dann wäre es mit der industriellen Weltmacht, mit der imperialistischen Expansion bald vorbei . . . Die Herren dürfen sich beruhigen. Nach Menschenermessenn kann der Kaiser noch Jahrzehnte lang regiren. Über sind unsere Meinungsmacher nicht mitschuldig an dem dummen Gerede? Mit ihrem Byzantinismus, ihren steten Brunnenschreien nach „starken Männern“ und „fester Bürgelführung“ haben sie es dahin gebracht, daß man draußen allmählich vergaß, an das Wichtigste zu denken: an das Volk, dessen mündige Kraft sich selber den Wert schuf, nur selbst sich sein Glück schmieden kann.

## Formen der Weltgeschichtsschreibung.

**S**ie frommen Väter, die unter den Seelenhirten der neuspanischen Reiche im Westen zuerst sich mähten, Ordnung und Übersicht in die Vergangenheit von Tahuantinsuyu zu bringen, haben wunderliche Mittel angewandt, um die Zeitrechnung der ihnen anvertrauten Volksgeschichte nach ihrem Wunsch einzurenzen. Sie haben Manhem der Inka erstaunlich lange Regierungzeiten zugemessen und schließlich eine Herrscherreihe von Jahrtausenden ausgerechnet. Fragt man, warum dies wunderliche Kartengebäude aufgebaut wurde, das auch dem leisesten Hauch wirklichen Forscherdranges nicht stand hält, so findet man zuletzt, daß die Urheber dieses harmlosen Truges nur wünschten, die Inka-Reihe so lang auszudecken, um sie mit dem vermeintlich sicherer Zeitpunkt der biblischen Überlieferung vom Thurmabau zu Babel in Übereinstimmung zu bringen. Wir lächeln wohl des nutzlosen Spieles einer kindhaften Forschung. Und doch: wie sehr würden wir ihr Unrecht thun, wollten wir den guten, tief berechtigten Trieb verkennen, der sie zu so verkehrtem Beginnen führte! Vor einer neuen, um Tausende von Meilen entfernt gelegene, der alten Welt ganz unähnliche Staats- und Geistesbildung gestellt, verzichteten die priesterlichen Geschichtsschreiber doch nicht darauf, so gleich eine geistige Einheit für den althistorischen und den eben erworbenen Besitz ihrer Wissenschaft herzustellen. Und so falsch das Mittel war, daß sie wählten, ihr Zweck war im Sinn hoher Forschung heilig: es galt, eine bestürzende Fülle neuen Wissensstoffes mit einem Schlag zu bemeistern, geistige Herrschaft über sie zu gewinnen und sich nicht an das Getümmel von tausend neuen bestreblichen Einzelthatsachen zu verlieren. Die geistlichen Herren bewährten eine Kraft, die nicht jedes der folgenden Zeitalter geschichtlicher Wissenschaft aufzuweisen gehabt hätte, am Wenigsten etwa daß der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Das hätte vielmehr staunend und voll frommer Schen die kostliche Menge neuer Königreichen, Schlachten, Kriege und Reichsteilungen, die da zu gewinnen war, zu Papier gebracht und zu vielen älteren Wirkungen unübersichtlicher Thatsachenmassen ein neues geschaffen.

Wer heute versuchen will, sich über die Gesamtgeschichte der Menschheit einen Überblick zu verschaffen, wird vor ähnliche Fragen gestellt, wie sie den guten Priestern aufgestoßen sein mögen: nur ist die Zahl der Schwierigkeiten heute unvergleichlich viel größer. Denn seit der Erweiterung des Blickfeldes über den Erdball ist die Reihe der zu bewältigenden, räumlich, zeitlich unendlich weit auseinander strebenden Volksentwicklungen um ein Vielfaches länger geworden; mit der Ausdehnung des Arbeitgebietes der Geschichtsschreibung über alle Begirke des gesellschaftlichen und geistigen Geschehens ist innerhalb jeder einzelnen Volksgeschichte die Stoffmasse vielleicht verzehnfacht

worben, gegenüber einer Zeit, der genügte, die äußere Geschichte und einzelne auffallende Wendungen der inneren Geschichte eines Volkes zu buchen.

Drei Möglichkeiten Weltgeschichtlicher Zusammenfassung bieten sich heute dar. Die erste ist die althergebrachte zeitliche Ordnung: eine Darstellungweise, die von der Zeitrechnung als grundsätzlicher Richtschnur ausgeht. Der einzige leise, aber trotz aller Vorläufigkeit seiner Forschungweise verbündsliehe Versuch einer wirklichen Erdballgeschichte, der meines Wissens überhaupt von einem Einzelnen gemacht ist, Wirths Büchlein „Vollsthum und Weltmacht“, hat diesen Weg in der That eingeschlagen. Doch ist er, wie mir scheint, auf ihm nicht zu Zielen gelangt, die zur Nachfolge lohen. Der Grundzusatz zeitlicher Eintheilung ist so äußerlich, daß ihn die Einzelgeschichte eines Volkes, wenn auch nicht ohne schwere Schädigungen, aufrecht erhalten kann. Sobald aber mehrere Volksentwicklungen zusammengefaßt werden sollen, führt er zu einem äußersten Maß von Unübersichtlichkeit oder aber zu Gewaltsamkeiten. Die zweite Gefahr liegt eigentlich gar nicht auf dem Wege dieser Darstellungweise. Niemand vermag aber heute ihre folgerichtige Durchführung am eigenen Leibe auszuhalten, die zum Jahrbuch und auf die geistigen Höhen der Blätter Taseln zur Weltgeschichte führt, — es sei denn, die Ewig-Gestrigen in unserer Kunst gingen auf ihrem Wege von Manie zu Thukydides nächstens über Herodot zu den Logographen zurück und erklären in schönem Wechsel einmal deren Forschungweise für die allein seligmachende und wahrhaft rechtgläubige. Und so ist Wirth, der viel Zukunftsmuth in sich hat, zur Zusammenfassung von Zeitaltern vorgeschritten, die, wie es nicht anders sein kann, sachliche Zusammengehörigkeiten voraussezten. Er hat unerhörte Anstrengungen gemacht, um vorderasiatische, griechisch-römische, chinesische, indische Dinge unter die Bezeichnung eines Zeitalters zusammenzufassen. Aber wie wunderlich wechseln da nun die Begriffsrichtungen, nach denen diese Bezeichnungen gewählt sind! Mesopotamische Zeit, also erbbeschreibender Geschichtspunkt; klassische Zeit, hergenommen doch wohl von der Geistesgeschichte, Zeitalter der Doppelbildungen, der äußeren Staatsentwicklung entlehnt, ozeanische Zeit, wiederum vom Standpunkte der Erdbeschreibung. Dazu sind die Grenzen dieser Zeitalter so weit gesteckt, daß sie eigentlich jeder zusammenfassenden Kraft ermangeln. Die klassische Zeit, von 1300 vor bis 224 nach Beginn unserer Zeitrechnung reichend, umspannt eine Reihe von Jahrhunderten, deren Inhalt an Thaten des Geistes und des Handels so ungeheuer und zugleich so mannigfach ist, daß man den Eindruck hat, es handle sich bei der Wahl ihrer Bezeichnung um einen Ausweg der Verlegenheit. Schlagkräftig scheint hier nur die Nebeneinanderstellung des römischen und des chinesischen Weltreiches zum Schluß des Zeitraumes, — eine Nehnlichkeit, mit der doch, schaut man sie vom Gesichts-

punkte des stufenmäßigen Aufbaues der Weltgeschichte aus, wenig erreicht ist. Handelt es sich doch um ein ganz junges und ein ganz altes Reich. Eine etwas straffere Bändigung des Stoffes gelingt Wirth im nächsten Abschnitt, den er denn auch nach dem Merkmal eines bestimmten Vorganges der äußeren Staatenbildung zu bezeichnen weiß. Er nennt die Zeit zwischen 224 und 1850 das Zeitalter der Doppelbildungen. „Das Gemeinsame an der Entwicklung ist, daß im Centrum der alten Kulturzone sich Staaten der alten Rassen behaupten“: so römisches und römisch-deutsches Reich, so chinesisch und chinesisch-mongolisches Reich, so indische und indisch-mongolische Reiche, so arabische und arabisch-türkische Staatenbildung. Diese Vorgänge staatlicher Kinetik und rasseumfassiger Chemie, wie Wirth sie glücklich nennt, sind gewiß ihrer Gleichzeitigkeit nach bemerkenswerth, obwohl das byzantinisch-russische Seitenstück, das Wirth zur Verstärkung des Eindrudes anfügt, einem ganz anderen Zeitraum angehört; aber man wird sie nicht im höchsten, wohl aber in einem mittleren Sinn als Zufälligkeiten ansehen dürfen. Denn solche Aufspaltungungen jüngerer, wilderer und kräftigerer Volksstämme und Staatenbildungen auf ältere, reifere und schwächere finden sich in sehr vielen anderen Zeiten. Die altamerikanische, die babylonische, egyptische, die fröhliche indische wie chinesische Geschichte sind voll davon. Man kann diese Doppelbildungen also nicht zu einem auszeichnenden Merkmal dieses Zeitalters stempeln. Das aber ist doch Wirths Absicht.

Gewiß wird keine Weltgeschichte ohne eine genaue Kenntniß der Gleichzeitigkeiten auskommen können. Aber sie wird für die Strecke des Wegeß, die von der Menschheit bisher zurückgelegt worden ist, schwerlich zur Bildung von innerlichen Zusammengehörigkeiten, sachlichen Eintheilungen führen. Von allen früheren Leistungen der Geschichtsschreibung, die an sich den selben Weg gingen, braucht in diesem Zusammenhang nicht gesprochen zu werden. Das Werk, das Hanke allzu anspruchsvoll Weltgeschichte nannte, in dessen Dienst er aber noch einmal all den wunderbar feinen Netz der Darstellungskraft seiner späten Tage und viel von dem tief bohrenden Spürsinn seines die Forschung umwälzenden Genies stellte, war eine an sich auch auf dem wenigzureichenden Ordnungsgrundsatze der Zeitfolge beruhende Darstellung der europäisch-vorderasiatischen Geschichte; und die Werke, die, nach demselben Grundsatz geordnet, alteuropäische und westasiatisch-nordafrikanische Volksentwickelungen verschiedenster Stufen in ein Ganzes zusammengeschweift haben, erreichten damit für ihren besonderen Bezirk vermutlich sehr viel geringere Vortheile, als ihnen eine Stufentheilung gebracht hätte. Die alte Gliederung der europäischen Geschichte nur nach der Zeitfolge und ihre Spaltung in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit ist als unzureichend nachgewiesen. Überdies gehören beide Fälle als ausgesprochen gebietsmäßig ab-

gegrenzte Theildarstellungen der Weltgeschichte nicht hierher. Ihrer mußte hier nur gedacht werden, weil eine Gliederungsweise, die schon am Theil sich uns zulänglich zeigt, für daß vielgespaltene Gänze noch weniger passen kann.

Vielleicht vor Allem in dem Gefühl gesunder Abfehr gegen die reine Zeitordnung ist neuerdings der Gedanke rein räumlicher Theilung aufgestellt und auch fogleich ausgeführt worden. In Vollstreckung der Vorschläge Nagels hat Helmolt die Herausgabe einer Weltgeschichte unternommen, der man die Ungleichwertigkeit ihrer Beiträge nicht so sehr wie die Kühnheit und das Verdienst des ganz neuen Grundgedankens anrechnen muß. Zweifellos hat dies Buch durch sein werthältiges Eingreifen die Unmöglichkeit des Verharrens auf dem räumlich so abel begrenzten rankischen Geschichtsplan zuerst nachdrücklich vor Augen geführt. Bei aller Anerkennung dieses Sachverhaltes wird man aber die Richtigkeit des gewählten Ordnungs-Grundprinzips anfechten müssen. Eine südamerikanische Geschichte, die sich zusammensegt aus der Schilderung der Naturoölzer im Süden und Osten des Welttheiles, aus einer Geschichte von Alt-Peru, der der spanisch-portugiesischen Siedlungen und der der heutigen Freistaaten, deren Zustand einen blassen Abdruck europäischer Verhältnisse darstellt, ist der Folge ihrer Bestandtheile nach eine Unmöglichkeit. Der Grundsatz rein erdkundlicher Eintheilung der Weltgeschichte ruht auf dem Gedanken, daß die Geschichte eines Volkes das Erzeugniß des Bodens sei, auf dem es erwachsen ist. Dieser Begehrung schlägt ein Sachverhalt wie der südamerikanische ins Gesicht. Noch übler ist, daß er eigentlich nirgends völlig und nicht allzu oft überwiegend durch die geschichtliche Wirklichkeit bestätigt ist. Hast alle großen Bildungen geistiger und staatlicher Eigenthümlichkeit, die das Gedenkund aufweist, sind durch eingewanderte Völker geschaffen worden: so die aller europäischen Länder, so die meisten Amerikas, so die Egyptens, Indiens, Japans, vielleicht auch Chinas. In jedem dieser Fälle — und was bleibt von der Geschichte des Erdvolkes ohne sie übrig? — müßte also zum Mindesten die Entwicklung zweier Länder auf die Geschichte jedes Volkes untersucht werden: seines Siedlung- und seines Ursprungslandes. Wie schwer würde es sein, schon diese beiden Formen der Einwirkung von Boden und Himmel auf Menschen- und Völker-Schicksal auseinander zu halten, und wie oft würde sich dieser Werdegang dadurch noch außerordentlich verzweilen, daß auch die durchwandernden Länder von ihrem Einfluß an das sie durchziehende Volk abgegeben haben! Der nicht eben vorsichtige, aber geistreiche Franzose Demolins wollte in seinem Buch „Comment la route crée le type social“ gar beweisen, daß der Reiseweg einem Volk oder einer Völkergruppe die entscheidenden Merkmale seiner Eigenart mitgebe. Man bemerkte bei all diesen Einwänden wohl, daß der eigentliche Grundgedanke der helmoltschen Darstellung nicht ange-

tafelt, ja, nicht in den leisesten Zweifel gezogen ist: der Gedanke der Einwirkung des Landes auf die Geschichte seiner Bewohner. Aber ich finde, die Gründe, die gegen eine wissenschaftliche Behauptung vorgebracht werden, sind dann immer besonders schlagkräftig, wenn sie ihrem eigenen Vorstellungskreise entnommen sind.

Für den Geschichtsschreiber ausschlaggebend bleibt aber ein anderer Einwand gegen den Grundsatz räumlicher Theilung. Das Ziel all solcher Gliederungen des überreichen Stoffes ist seine bessere Übersichtlichkeit. Es handelt sich darum, bei welchem Ordnungsgedanken am Meisten innerlich Zusammengehöriges zu einander gestellt, am Meisten sachlich Verschiedenes deutlich von einander getrennt wird. Sicherlich hat die Länderteilung der Geschichte den Vortzug, die Einwirkungen von Boden und Himmel auf Art und Schicksal der Völker kennen zu lernen — wozu übrigens in diesem Sammelwerk oft nur die ersten Voraussetzungen geschaffen sind —, aber sogleich erhebt sich die Frage, ob für diesen einen Vortheil der Zusammensetzung sonst getrennter Erkenntnismassen alle die Nachtheile der Auseinandersetzung zusammengehöriger Dinge in Kauf zu geben sind. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, wenn man schon so bodenheilend verfahren wollte, es richtiger gewesen wäre, ganze Länderkreise zusammenzufassen. Das ist nicht selten geschehen; an entscheidenden Stellen aber hat man davon Abstand genommen. Ungleich wichtiger aber ist, daß die verschiedensten Volksstämme und Rassen, sobald sich nur ihr Dasein auf demselben Schauplatz abgespielt hat, über-einandergepaßt erscheinen; und den Außenschlag giebt, daß ein noch bunterer Wirbel von Entwicklungsstufen als Ganzes und Zusammengehöriges erscheint. In beiden Hinsichten rächt sich, daß die örtliche Eintheilung gewissermaßen nur im ersten Geschoß des Wusbauers maßgebend ist, während in allen höheren Schichten des Gebäudes der alte Theilungsgrundsatz der Zeitfolge, sogar meist in besonderer Schroffheit, durchgeführt erscheint und alle ihm anhaftenden Nachtheile hinter sich zieht.

Nein: weder die Einheit des Ortes noch die der Zeit bietet als Richtschnur der Gliederung die meisten Vortheile. Und drittens wird man auch eine legitte Möglichkeit nicht annehmen dürfen, die wunderbarer Weise noch nicht gewußt worden, die zu erörtern aber heute trotzdem geboten ist, da man sicherlich in kurzer Zeit auch sie versuchen wird. Während nämlich heute in den Grenzbezirken der Geschichtsschreibung, in denen Wissenschaft und Tages-schriftstellerlei einander berühren, um nichts so viel Geräusch gemacht wird wie von der Rasse, ist, so weit ich sehe, noch Niemand auf den nah liegenden Gedanken gekommen, vom Gesichtspunkt der Rasse eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes zu versuchen. Wirth bemerkt zwar schon übel, wenn in einer europäischen Kulturgeschichte, die es doch nur mit Splittern

einer Rasse, ja, nur eines Rassentheiles, nämlich des arischen Gliedes der kaukasischen Rasse, zu thun hat, meines Erachtens also im Rassenfragen gar nicht zuständig ist, von ihnen nicht die Rede ist, und er hat in seinem Entwurf einer Weltgeschichte sehr nützliche Würfe für Rassengeschichte gegeben; aber er hat es verschmäht, sie zur Rücksicht für seine Eintheilung zu machen. Wenn heute aber ein Vertreter der Völkerkunde, ähnlich wie Nagel als Erdkundler, den Anstoß zur Entstehung einer Weltgeschichte gäbe, so würde ein Gebilde entstehen, das mindestens eben so viel, wenn nicht noch mehr Unregungen gäbe als Helmholtzs Unternehmen. Es wäre sehr vortheilhaft, eine Geschichte der Mongolen in allen ihren Zweigen, von Saloni bis Tofio, mit einem Blick zu übersehen. Die Schicksale der rothen, der malaiisch-polynesischen, der schwarzen Rasse könnten eben so wohl zur Einheit gegliedert werden und in dem Anteil der dreigespaltenen Kaukasier könnte das Werk gipfeln, die Geschichte des Siegers unter den Rassentheilen, der Arier, müßte es krönen. Der große Nachteil der helmholtzischen Theilung, die grob äußerliche Zusammenzungung an Blut und Schicksal fremder Völkerthümer zu Ortscheinheiten in Amerika, Australien und großen Theilen von Afrika und Asien, wäre vermieden. Daneben könnte dem guten und haltbaren Kettengedanken erdkundlicher Geschichtsschreibung sehr wohl Rechnung getragen werden: denn alle Lehre von den Rassen und ihren Unterschieden führt auf die Einwirkungen von Boden und Himmel zurück. Rasse heißt überhaupt, wenn ich den Begriff recht verstehe, nichts Anderes als die Summe von Eigenschaften Leibes und der Seele, die eine Völkergruppe durch die sie umgebende Natur, durch Boden und Himmel in der entscheidenden Zeit ihres Werdeganges einmal, einstmals erhalten hat. Und da in den meisten Fällen diese Einwirkung in einem anderen Lande als dem ihrer endgültigen Siedelung stattgefunden hat, so handelt es sich hier im Grunde auch nur um jene Unterscheidung zwischen Ursprung- und Wohnsitzland, von der schon einmal die Rede war. Erdkundliche Begriffe liegen aber beiden Betrachtungskreisen im selben Maße zu Grunde: der Rassengeschichte ganz eben so wie der Völkergeschichte.

Doch auch diesen Weg einzuschlagen, scheint nicht ratslich. Denn thätigte man, auf der Grundlage der Rassentheilung, wie bei Helmholtz, wieder nach dem Mr. Blanck, *vervor. Reißgut, oggi über-hor. auf Ja, "für-hor. bei ...*

Nahmen so umfassender Rassen wie der mongolischen wieder die größten Gegensätze zu einer Einheit zusammengezwungen, wie etwa die Kinderjungen Hirtenstämme Turkestan's mit der hohen Reise des heutigen Japan.

Die Mängel aller drei Möglichkeiten weisen nach einer Richtung. Nicht Zeit- noch Orts- noch Bluts-Gemeinschaft leistet die beste Gewähr für übersichtliche Zusammenfassung, sondern der Gedanke der sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände, der nicht an Ort, an Zeit, an Verwandt-

fschaft gebunden ist. Auch er ist keineswegs losgelöst von der Vorstellung des zeitlichen Nacheinander, die den innersten Kern und das ausgleichende Merkmal aller Geschichtswissenschaft ausmacht, aber er ist mit ihr eine eigenthümliche Verbindung eingegangen, die ihn über die Abhängigkeit von der reinen Gleichgültigkeit hoch hinaushebt: er gipfelt in der Behauptung, daß den Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen ausmacht, die sich bei allen Völkern und Völkertheilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Glieder der Menschheit sehr ungleiche Bruchtheile durchlebt haben. Während die einen noch heute in der Kindheit verharren, sind andere zu blühender Jugend, noch andere zu starker Manneskraft gelangt, während einige bis zu bedächtigem Greifenalter, bis zur Höhe des Lebens vorgedrungen sind; wobei das Gleichen der Lebensalter nur einen leise anklingenden, durchaus nicht einen buchstäblich genauen Vergleich andeuten soll.

Es ist ein Stufenbau der Weltgeschichte, den alle Völker emporgestommen sind; nur ließ der einen kündliche Kraft sie noch heute nicht über die erste Staffel hinauskommen, während die höheren Stufen von den besseren Steigern eingenommen werden. Daß die Vertheilung des weltgeschichtlichen Stoffes, die dieser Grundgedanke zur Folge hat, gewisse Nachtheile mit sich bringt, ist nicht wunderbar; und begreiflicher Weise sind es die, denen die Vorzüge der anderen Gliederungarten entsprechen. Weite Zeiträume müssen übersprungen werden: nimmt man an, daß das karolingische Königthum der Germanen der Alleinherrschaft der ägyptischen Pharaonen des alten Reiches wohlverwandt ist, so bedeutet eine solche Zuordnung einen Sprung über vier Jahrtausende. Und schließt man, was nur folgerichtig ist, daß der Werdegang des ägyptischen Volles die Urzeitstufe spätestens 3500 vor Beginn unserer Zeitrechnung verlassen haben muß, auf der örtlich nahe Neger- und nächst benachbarte Araberthäume noch heute verharren, so handelt es sich gar um eine Zeitenfernung von etwa fünfeinhalb Jahrtausenden. Und dennoch bedeutet jene sachliche Zeitordnung mehr als die Scheinordnung der reinen Zeitsfolge.

Eben so jäh wird auch der örtliche Zusammenhang von dieser Stoffgliederung durchbrochen. Das Reich der Inca ist um ein Drittel des Erdumsanges von dem Zwei-Städte-Land der babylonisch-assyrischen Geschichte geschieden und ist ihm doch an Entwicklungreihe nah benachbart. Und mehr als sechstausend Kilometer sind es des Weges vom Hochsitz der altpersianischen Staats- und Geistesbildung bis zum Busen von Pe-Tschili; und doch besteht zwischen dem Reich von Tahuantinsuyu und dem von China eine Wahlverwandtschaft nicht nur der staatlichen, sondern auch der gesellschaftlichen Ordnung.

Die selbe Durchbrechung auch der Rassengliederung ist die nothwendige Folge einer solchen Stufenordnung: die altamerikanischen Völker höherer Bil-

bung müssen von ihren nächsten Blutsverwandten, den Waldindianern Brasiliens oder den Jägerstämmen von Nordostamerika, eben so weit getrennt werden wie Kraber des Kalifates von den schweifenden Hirtenstämmen des arabischen Mutterlandes. In beiden Fällen aber ist auch für den ersten Augenschein schon der Nachtheil durch neue Vorzüge aufgewogen. Eine Zusammenstellung freilich weit getrennter und doch gleich hoch entwickelter Völker wird den Sinn für die Einwirkung von Boden und Himmel auf die Gestaltung von Völkerart und Völkerschicksal kaum weniger schärfen als die Beobachtung einer Landesgeschichte durch die auf einander folgenden Schichten mehrerer Volksthumsherrschaften hindurch. Und vollends eine wissenschaftliche Rassenlehre, für die es heute freilich noch an den ersten Voraussetzungen geschichtlicher Kenntniß fehlt, ist kaum möglich, wenn ihr nicht eine sorgfältige Untersuchung der Stufengeschichte der Menschheit vorausgegangen ist. Denn ich hoffe, zeigen zu können, daß unsäglich Vieles, was heute als Rassenunterschied gilt, nur Stufenunterschied ist. Und ehe man die Besonderheiten, die Vorzüge und Mängel der einzelnen Rassen erkennen kann, wird nötig sein, sich ihrer Gemeinsamkeiten bewußt zu werden. Das heute so beliebte blinde Zuschlagen in Rassendingen mag ja sehr dienlich sein für die Zwecke werktätiger Weltstaatskunst, aber die Wissenschaft hemmt es und fördert es nicht. Wer da meint, es handle sich nicht darum, Aehnlichkeiten aufzustellen, die zu entdecken wenig nütze — wie Wirth —, Der ist im Irrthum. Denn ich finde, die Besonderheit fängt bei Rassen, wie in allen anderen geschichtlichen Vergleichen, erst da an, wo die Gemeinsamkeit aufhört. Und selbst in Hinblick auf die Stimmung nur ist, finde ich, durch willkürliche Eingrenzung des eigenen Blickfeldes wenig gewonnen. Ich bin froh und stolz, ein Arier, froher und stolzer noch, ein Germane zu sein. Aber darüber nicht den Gemeinsam mit anderen Rassenteilen und Völkergruppen sehen zu wollen, ist eher ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Der Rest von eigener Art, der uns dann noch und nun erst gesichert verbleibt, ist groß genug: er hat ausgereicht, um unseren Völkern die Herrschaft über die Welt zu verschaffen.

Ein die Sache, nicht mehr nur die Form angehender Gedanke ist damit freilich schon geschildert: die Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschen Geschlechtes über alle Verschiedenheiten von Raum, Zeit und Blut hinweg. Doch er läßt sich nicht durch allgemeine Behauptungen, sondern nur durch einzelne Belege beweisen. Dass Dies geschehe, ist eins der wichtigsten Ziele der folgenden Darlegungen.

Nur noch eine Vorfrage ist zu erledigen: woher ist der Maßstab zu nehmen, an dem Weglänge und Wegleistung all der Hunderte von Völkern und Völkersplittern abzulesen sind? Nur um grobe Scheidungen kann es sich handeln. Schon der Gleichnissbegriff Stufe lägt: er täuscht eine Grenz-

schärfe zwischen den einzelnen Strecken des Verlaufes der Dinge vor, die die Wirklichkeit selbst nicht aufweist. Der Fluss der Weltgeschichte gleitet stetig und eben dahin, und läßt man sich nicht durch daß unruhige, aber meist nur scheinwichtige Geräusche der äußeren Staats- und Kriegsgeschichte trüben, so ist fast immer selbst an wirklich trennenden Stromschnellen Mangel. Die unendliche Zusammengesettheit und Gebrochenheit menschlichen Handelns verhindert eine Gradlinigkeit und Sauberkeit des Verlaufes, wie sie unserem schiedslustigen Verstand erwünscht, wie sie aber unserer eigenen Schaulust sehr unwillkommen sein würde. So will denn jede Gliederung geschichtlichen Stoffes nur unter Vorbehalt verstanden werden. Aber sie ist nicht nur nothwendig, damit unser Blick das unendliche Wirken des Einzelgeschehens übersehen könne, sondern sie ist auch berechtigt, sobald man nur keinen Augenblick vergibt, daß die Zeiträume nicht durch scharfe Linien, sondern durch breite, nach beiden Seiten wiederum unsicher verschwimmende Übergangsstreifen getrennt werden. Die vorherrschenden Merkmale werden sich naturgemäß in der Mitte des Weges deutlicher finden als an den Grenzen. Aber damit ist auch allem billigen Erforderniß genügt.

Für weithin brauchbare Stufenleitern von solchen Merkmalen wird man wohl thun, sich an die greifbarsten, größtenteils unter den Entwicklungsreihen der Geschichte zu halten. So ist vor Allem richtiger, vom handelnden, nicht vom geistigen Dichten und Trachten der Völker auszugehen: die hatten Wirklichkeiten des gesellschaftlichen, also des Staats- und Wirtschafts-, des Klassen- und Familienlebens sind größer, sind fester umrisseen und deshalb besser zu beschreiben; sie sind aber auch dauerhafter, nicht so raschem und leichten Wechsel unterworfen. Für weite Strecken der europäischen Geschichte läßt sich nachweisen, daß auf ihnen gerade doppelt so oft ein Richtungswechsel der geistigen wie der gesellschaftlichen Entwicklung eingetreten ist. Die Natur der Dinge führt selbst zu diesem Unterschied: so viel Mühe es auch kosten mag, die Kunst eines Volkes oder einer Völkergruppe aus einer der Wirklichkeit fernen in eine der Wirklichkeit nahe umzuwandeln, viel härteren Widerstand bieten doch die Jahrhunderte alten und von der zähen Selbstsucht herrschender Geschlechter oder Klassen vertheidigten Einrichtungen der Staaten.

Unter den einzelnen Geschichtsreihen, aus denen sich der Verlauf der Gesellschaft zusammenseht, wird man wiederum die größte und greifbarste auswählen müssen: es ist die der staatlichen oder — in frühen, wie vielleicht wieder in künftigen Zeiten — staatähnlichen Ordnung. Die Verfassung zuerst der als Staat auftretenden engeren Blutsverbände, der Geschlechter und Völkerschaften, später der zu Staaten geeinten Völker wird immer die sichersten Kennzeichen und Merkmale der Zeitalter abgeben. Nur darf darunter nicht die Staatsform allein verstanden werden, denn sie kann sehr mannichfache

Wirklichkeiten decken: ein Königthum kann einen Geschlechterstaat, die Alleinherrschaft eines unumstrittenen Herrn, ein schwaches Königthum an der Spitze eines übermächtigen Adels, ein aufgelöst selbstherrliches Königthum, ein scheindemokratisches Caesarenthum und ein verfassungsmäßig eng eingeschränktes Fürstenthum bedeuten. Nur im Zusammenhang mit der Familienverfassung, wo sie wichtig ist, mit der Klassenordnung, wo diese eintretet, kann die Staatsform recht verstanden werden.

Dah̄ sie hier zur Richtschnur gewählt wird, geschieht nicht der heute herrschenden einseitig staatlichen Geschichtsauffassung zu Viebe. Denn da zum Glück der Staat ein Mittel — eins unter mehreren — und nicht der Zweck des öffentlichen Lebens der Menschheit ist, so darf die Geschichtsschreibung vorsichtiger Weise nicht diese — zufällig unseren Erdtheil und unser Jahrtausend beherrschende — Form gesellschaftlicher Einigung als alleiniges Ziel dieses Forschens ansehen. Der Staat ist eine Möglichkeit — eine unter mehreren gewesenen und noch mehreren denkbaren Möglichkeiten — der Lebensentrichtung des Menschengeschlechtes und er ist ferner nur eine unter mehreren Formen gesellschaftlicher Gemeinschaft: wer ihn nicht als der Familie, dem Stand, der Klasse, dem Volk, der Rasse gleich geordnet erkannt hat, der hat noch nicht über die ersten Voraussetzungen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlicher Forschung Klärheit erlangt. Aber freilich ist der Staat die festeste, kräftigste, widerstandsfähigste dieser Genossenschaftsformen; und gliedert man ihm für die Kindheitszeiten der Menschheit die Vor- und Keimformen der staatartig auftretenden Blutsverbände an, trägt man auf höheren Stufen der Einwirkung der loseren Lebensverbände, insbesondere der Stände und Klassen, Rechnung, so vermag diese knodigste Linie der Gesellschaftsentwicklung am Besten das Rüggrat im Gliederbau der Weltgeschichte abzugeben.

Man wird einwenden, es sei richtiger, von der Wirtschaftsgeschichte auszugehen. Ich kann mich dazu noch immer nicht belehren. Für den Zweck der Aufstellung einer Stufenfolge der Weltgeschichte ist sie jedenfalls minder geeignet, weil ihre Stufen viel zu weit und umfassend sind, als daß man sie mit Nutzen zur Beiteilscheidung verwenden könnte. Wie lange Entwicklungsstreifen müßte nicht der eigentlich gesellschaftliche Werbegang, der von Familie, Staat und Stand, durchmachen, während die wirtschaftliche Entwicklung noch immer in der Naturalwirtschaft verharrte! Und auch die Formen der Jäger-, Hirten- und Ackerbau-Wirtschaft greifen viel zu eng verzahnt in einander über, als daß man sie zum Maßstab machen dürfte.

Tiefer und weiter zugleich reicht die gesellschafts- und seelische Deutung der Seiten, die, je nach der Stellung, die daß handelnde oder schauende Ich zur Außenwelt einnimmt, die Räume scheidet. Doch so unanfechtbar eine Gliederung wäre, die von diesem Standpunkt aus vorgenommen würde:

ße möchte für den augenblicklichen Zweck einer Zusammenfassung nicht hinreichen. Sie würde leicht den Verdacht erwecken, zu weitmaschig zu sein, zu ausgedehnte Begriffe anzuwenden. Sie ist wohl verwendbar als letzte Schlußformel, aber sie würde, angewandt auf die volle Mannichfaltigkeit der kaum überschreitenden Menge der Volksgeschichten des Erdalles, nicht tief genug in die Wirklichkeiten hineinfassen. Sie würde von einer letzten allgemeinen Gemeinsamkeit reden und die hundert einzelnen besonderen Gemeinsamkeiten, deren Vorhandensein viel erstaunlicher ist, nur vermuten lassen, da sie sie nicht auffällig genug an den Tag legen könnte.

Am Walchensee, August 1903.

Professor Dr. Kurt Breysig.



## Der freie Psalm.

**A**uf eine ragende Höhe, dem Himmel nah,  
Daß ich fast wie ein Gott die Erde da drunter sah,  
Riß mich ein klarer Traum, ein Schöpfer und Deuter, empor.  
Da brauste empor an mein Ohr der Menschheit Chor:

„Dunkel sind die Wege der Erde.  
Wir hungern und frieren.  
Wer sorgt, daß es lichter werde,  
Daß wir uns nicht im Nebel verlieren?  
Ihr Großen der Erde, die wir erküren,  
führt Eure Heerde!“

Auf meiner ragenden Höhe, dem Himmel nah,  
fast wie ein Gott klaräugig ward ich da,  
Daß ich die Menschen drunter sich rotten sah  
Mit lodernden Armen: „Ihr Starken, Erbarmen, habt Erbarmen!“

Und da sah mein Blick vor den Heerden Führer erstehn:  
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!  
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,  
Wollen wir Euch hier diese Wandersäbe geben!  
Hier hast Du Deinen Stab und Du und Du!  
Und nun wandert an Euren Stäben dem Ziele zu.  
Wir Starken haben die Säbe für Euch bereitet.  
Unser Wille ist Euer Gebot! Er ist, der Euch leitet!“

Und nun sah ich die Menschen drunten an ihren Stäben feudhen,  
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen . . . .  
Und wieder empor an mein Ohr hört' ich der Menschheit Chor:

„Nun gehn wir an unsern Stäben durchs Leben,  
Doch unsre Herzen beben.  
Wer kann unsren Seelen die Ruhe geben?  
Die Erde ist dunkel.  
Doch dort droben über den Wolken, was ist dort droben für ein  
Gefunkel?  
Wer wohnt dort oben? Sollen wir ihn fürchten oder loben?  
Wer wohnt dort oben in den ewigen fernern über den Sternen?“

Und wieder sah ich von meiner Höh' vor den Menschen Führer erstehn:  
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!  
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,  
Sollt Ihr uns erst Eure festen Wanderstäbe geben!“

Und sie nahmen die Stäbe und schnitten Zeichen und Runen hinein:  
„Wir wollen Euch weih'n, Ihr Stäbe,  
Ihr sollt geweiht und geheiligt sein!  
An Euch, nur an Euch wandern die Guten ins Leben hinein!  
Dort drüben die Andern können nimmer ihre Stäbe so göttlich weih'n!“

Und nun sah ich die Menschen an ihren geweihten Stäben durchs Leben  
feudhen,  
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen,  
Und dort als ärmliches Siegeszeichen, wie Lanzen, ihre Stäbe auf  
Gräber pflanzen.

Und da, wie ich hoch oben, dem Himmel nah,  
Fest wie ein Gott, da drunten der Menschen Gewimmel sah,

Da dehnte unendliches Leid und doch, auf meiner freien Höhe, unendliche  
Lust meine Brust,  
Und ich nahm meinen Stab,  
Den mir einst vor dem Wandern ein Bruder gab,  
Und wie Thonat, der Gott, schländert' ich ihn auf die Erde hinab,  
Vielleicht auf mein Grab . . .

Ich aber will nie mehr hinab, nie mehr hinab ins dunkle Leben!  
Ich will ohne Stab, ohne geweihten Bettelstab mein Grab ersieben . . .



## Grenzgarnisonen und Train.

**S**ie vorheriger Vorgänge haben allerlei Vorschläge ans Licht gebracht, die eine Wiederkehr ähnlicher Dinge verhüten sollen. Im Hinblick auf die früheren Vorkommnisse in Möckingen, Insferburg und Gumbinnen sind auch Vorschläge zu besserer Stellung und verbesserter Zusammensetzung der Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen aufgetaucht. Nur ein Theil dieser Vorschläge scheint mit brauchbar. Zu den unpraktischen gehört der, die Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen nur aus Elite zu bilden, da die französischen Grenzarmeeecorps eine Elite von Offizieren aufwiesen. Wenn man diesem Vorschlag folgte und die Offiziercorps der kleinen Grenzgarnisonen der Armeecorps XV und XVI in Elsaß-Lothringen und die der Armeecorps I, V, VI und XVII in Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien nur aus Elite zusammensetze, so würde, da wir ohnehin mehr als ein Dutzend Garderegimenter und eine ähnliche Anzahl der Garde gleichstehend erachteter Regimenter haben, für die übrige Armee nicht allzu viel Elite mehr übrig bleiben. Daß deutsche Offiziercorps aber vermögt sich nur dann auf seiner Höhe zu halten, wenn es namentlich in seinen drei Hauptwaffen völlig homogen und überall Elite bleibt; schon das Eliteprinzip der Garderegimenter kann als bedenklich gelten.

Die Zusammensetzung der Offiziercorps in den kleinen Grenzgarnisonen darf nicht anders sein als die des Durchschnittes im übrigen Heer. Dazu ist aber nötig, daß die Strafverfolgungen in diese Garnisonen aufhören; man behauptet ja, daß diese Verfolgungen vielfach Persönlichkeiten treffen, die Etwaß auf dem Kerbholz haben. Der Vorschlag, den Offizieren der Grenzgarnisonen alljährlich längeren Urlaub und das zur Fahrt in die Heimat nötige Reisegeld zu gewähren, ist gut gemeint, aber kostspielig; und die Beamten der Grenzorte könnten schließlich mit fast demselben Recht das Selbe verlangen. Schon deshalb würde auch eine besondere Gehaltszulage für die Offiziere der Grenzgarnisonen zunächst auf Widerspruch stoßen.

Werthvoll scheint mir nur der Vorschlag, die unteren Chargen, zunächst den Lieutenant, in einem etwa dreijährigen Turnus aus den kleinen Grenzgarnisonen ins Landesinnere zu versetzen. Die Hauptsache aber wird immer sein, daß zu Regimentskommandeuren und selbständigen Bataillonskommandeuren in den kleinen Grenzgarnisonen nur Persönlichkeiten ernannt werden, die für die Leitung eines Offiziercorps ganz besonders befähigt sind. zwar soll jeder Kommandeur ein Offiziercorps leiten können; doch das Maß der Begabung dafür ist verschieden und diese Begabung ist unter den schwierigen Verhältnissen der Grenzgarnisonen offenbar noch wichtiger als sonst. Der Kommandeur muß da einen besonders scharfen Blick für die Beurtheilung

er Charaktere seiner Offiziere und ihrer Beziehungen zu einander haben; er muß alles bemerkenswerthe, was im Offiziercorps vorgeht, erfahren, um danach eingreifen zu können, und er muß, ohne zu „repräsentiren“ — diese Pflicht ist bekanntlich nur dem Kommandirenden General zugeschrieben —, in seinem Hause den Mittelpunkt der einfachen Geselligkeit bilden, die in den kleinen Garnisonen besonders gepflegt werden muß, damit der Offizier Anregung findet und mit seiner Lage zufrieden ist.

Der „eiserne Besen“, der in Forbach gebraucht werden soll, könnte natürgemäß ja nur auf die dortigen Verhältnisse und das Offiziercorps des forbacher Trainbataillons wirken; wo ähnliche Verhältnisse noch nicht ans Licht gekommen sind, muß von solcher Härte Abstand genommen werden. Ganz verfehlt wäre auch der Gedanke, nun etwa gegen die ganze Traintruppe und ihr Offiziercorps vorgehen zu wollen. Auch für die Verbesserung dieser Truppe sind Vorschläge gemacht worden, die mir nicht annehmbar scheinen. So namentlich der, daß Offiziercorps des Train folle ein DurchgangsOffiziercorps werden; man solle besonders gut empfohlene Offiziere aller Waffen unter Patentierung in den Train versetzen, um „dieſe v. Offiziere, den Kürschwitt, in der Schule weiterzubringen.“

Adjutantur und die höchsten Heeresstellen ermöglichen. Soll das ganze Trainoffiziercorps aus solchen Offizieren bestehen, so würde dadurch, unter Herabminderung des Wertes der übrigen Offiziercorps und Truppen, eine Train-Elite geschaffen; wird aber nur ein Theil solcher „Springer“ in den Train versetzt, so würde dadurch bei den übrigen Trainoffizieren Unzufriedenheit und Unlust am Dienst erregt, da sie sich gewissermaßen als Offiziere zweiter Klasse in ihrer Garnison fühlen würden. Nicht minder unhaltbar ist der Vorschlag, Offiziere, sogar Rittmeister, zum Train abzukommandiren und ihnen vielleicht ihre Uniform zu lassen, sie also nicht in diese Truppe zu versetzen. Solche Maßregel würde das Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit mit dieser Truppe nicht aufkommen lassen; von wirklichem Corpstegeist, von einem Aufgehen in den Dienst gerade dieser Truppengattung könnte dann nicht mehr die Rede sein, namentlich nicht, wenn die abkommandierten Offiziere die Uniform ihrer früheren Regimenter behielten. Wenn früher Offiziere der Feldartillerie zeitweilig zum Train versetzt und dann, meist mit Beförderung, zu ihrer Truppengattung zurückversetzt wurden, so geschah Das nicht etwa, um den Trainoffiziercorps besonders tüchtige Offiziere zuzuführen, sondern, weil dem Train überhaupt die Offiziere fehlten. Zu diesem Mittel wird man, falls der heute bereits wieder beginnende Offiziermangel beim Train sich steigert, voraussichtlich wieder zu greifen gezwungen sein; und Offiziere der Feldartillerie sind für diese Ausübung um so mehr geeignet, als sie mit Kriegsfahrzeugen, Geschützen, Proßen und Munitionswagen, schon umzugehen verstehen; diese Kenntniß haben die Kavallerie- und Infanterie-Offiziere nicht.

Auch ist die Feldartillerie so überfüllt, daß nach dem neusten Erlass bis auf Weiteres Fahnenjunker bei dieser Waffe nicht mehr angenommen werden. Der Offiziermangel, der nicht nur in der Infanterie (wo ungefähr 13 Prozent der etatmäßigen Lieutenants fehlen), sondern auch schon in der Kavallerie und im Train fühlbar ist, erschwert natürlich überhaupt die Aufgabe, dem Train besonders tüchtige Offiziere zu zuführen. Vielleicht könnte eine Gehaltszulage, die den Eintritt der Fahnenjunker beim Train erleichtert, auf die Anzahl und Auswahl der Trainoffizierspiranten günstig einwirken. Die damit verbundene geringe Belastung des Militärbudgets könnte kaum ins Gewicht fallen. Allerdings kommt eine Mehrforderung zur anderen und es ist schwierig, in einem über 600000 Mann starken Heer alle Verhältnisse ideal auszugestalten. Das gilt besonders für eine Truppe, die, wie der Train, nicht „Waffe“ ist.

So unerschöpflich und wichtig diese Truppe auch für den Krieg ist und so ehrenwerth und tüchtig sich auch ihr Offiziercorps, mit Ausnahme des jüngsten, vereinzelten Falles, gezeigt hat: die Zusammensetzung dieses Offiziercorps wird doch stets der Umstand erschweren, daß der Train eben nicht zu den fechtenden Truppen gehört und daß er an höheren Stellungen nur die der Traindirektoren und des Inspekteurs bietet. Deshalb wird die Zahl der Freiwilligen, die sich als Offizierspiranten zum Train melden, stets sehr beschränkt bleiben und das Militärbüro wird zur Ergänzung des Trainoffiziercorps auf die Jünglinge des Kadettencorps und eine beträchtliche Anzahl von Offizieren der übrigen, besonders der berittenen Truppen angewiesen sein. Das kann aber für diese Waffen nur vortheilhaft sein. Wenn gut bewährte Offiziere, denen die Lebenshaltung, Pferde und Uniform bei der Kavallerie zu kostspielig geworden sind, aber tüchtige Rittmeister und Batterieschefs, die nicht die Qualifikation zum Stabsoffizier erhalten und starke Familien besitzen, dem Train überwiesen werden, liegt Das offenbar im Interesse aller drei Truppengattungen. Ähnliches aber gilt auch von der Versetzung solcher jungen Kavallerie- und Artillerie-Offiziere in den Train, die sich für den Dienst und die Beförderung in ihrer Spezialwaffe nicht eignen oder bei denen andere Umstände zwar eine Versetzung, doch ihr Verbleiben im Dienst wünschenswerth erscheinen lassen. Diese Versetzungen würden und dürften aber nicht den Charakter von Strafversetzungen haben, wenn das Niveau des Trainoffiziercorps nicht herabgedrückt werden soll. Der Train wird freilich stets eine — höchst wichtige und unverzerrliche — Hilfsgruppe bleiben. Schon deshalb wäre es grundsätzlich, sein Offiziercorps, statt es durch Gehaltszulagen materiell schlechter gestellten, aber tüchtigen Elementen zugänglich zu machen, fäustlich durch Maßregeln zu heben, die nur auf Kosten der Kriegsfähigkeit wichtigerer Truppengattungen durchgeführt werden könnten.

## Börsenbescherung.

**G**ündlich hat also der Schrei nach einer Reform des Börsengesetzes Echtheit gefunden. Die Thronrede, die den neuen Reichstag begrüßte, vertrieb Vorlagen, die in den wichtigsten Punkten Abhilfe schaffen sollen, — so weit Abhilfe von einer der Börse unvermeidlich gesinnnten Regierung und einer eben solchen Reichstagsmehrheit überhaupt zu erwarten war. Der Inhalt dieser Vorlagen ist kein Geheimniß mehr. Die eine ermächtigt die Besteuerung des Emission- und des Börsengeschäfts, die andere will die größten der Missbräuche hindern, zu denen der Differenzeinwand Anlaß gegeben hat. Der Differenzeinwand selbst aber bleibt bestehen; eben so das Terminregister und, was das Wichtigste ist, auch das Verbot des Zeithandels in den Aktien industrieller Unternehmungen. Die guten Menschen, die sieben Jahre lang nicht müde wurden, daß Thema von der Börsengesetzreform in allen möglichen Tonarten zu behandeln und das deutsche Publikum bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit gelahrten Dissertationen darüber zu beglücken, haben dennoch kein Recht, sich zu beklagen. Der kindliche Trotz, womit der journalistische Landsturm des moneyed interest anfangs den Umsturz ergringen und das siegreiche Agrarierthum aus einer feinen stärksten, mit dem größten Geist behaupteten Positionen verdrängen wollte, war längst einer Resignation gewichen, die sich mit der Unabänderlichkeit aller grundlegenden Bestimmungen des Börsengesetzes zufrieden gab und schon die Ermächtigung der Börsensteuern nebst der Beseitigung der schlimmsten Härfsten des Differenzeinwandes als das Kampfes würdige Trophäen schäzen lernte. Dieses nicht sehr hohe Ziel ist jetzt erreicht. Wie die Regeln des parlamentarischen Kriegsspiels es nun einmal bedingen, wird die Reichstagsmehrheit sich die Zustimmung zu der Novelle scheinbar recht mühsam abringen lassen, als würde ihr Ungeheures, Unerträgliches zugemuthet; natürlich weiß aber jeder Datuspez schon heute, daß der kleine Gnadenbrocken, den die Regierung mit dieser Novelle der Börse hinwirft, von seinem Geist geraubt werden wird. Die Agrarier werden freilich danach schnappen, doch nur, um der Börse deutlich zum Bewußtsein zu bringen, wie selig sie sein muß, auch nur das Wenige zu bekommen.

Wo aber bleibt der Jubel? Alles still. Gewiß: Berge haben gefreift und nur eine Maus ward geboren. Die Berge aber wußten von vorn herein, daß sie nur eine Maus gebären könnten, und doch wurde der Tag der Entbindung als ein Freudenfest für die ganze Nation angekündigt. Vor bald vier Jahren empfahl Siemens die Reform des Börsengesetzes, deren Grenzen er, als ein Mann ohne Illusionen, schon damals erkennen mußte, im Reichstag mit dem lustig schmetternden Ruf: „Künftige Kriege werden nicht mit Säbel und Gewehren gewonnen werden; siegen wird die Nation, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet.“ Ein Jahr danach — die Regierung sah die Situation vielleicht als so furchtbar gefährdet an, daß eine rasche Defensivaktion nötig schien — wurde der Börsenausschuß zu einer Tagung ins Reichsamt des Innern berufen, um die Beschwerden gegen das Börsengesetz zu prüfen. Wurden den Herren dort vertrauliche Mitteilungen über einen neuen Schnäbelfall gemacht? Nebenfalls entschlossen sich in patriotischer Aufwallung selbst die der Börse unholz sten Mitglieder zu einigen Konzessionen an die Staats-

einrichtung, die für Siemens die wichtigste Wehr und Waffe des deutschen Volkes bedeutete. Nach mehrjährigem heiligen Bemühen schien der Erfolg schon aus der Nähe zu winken; doch die unter dem Namen des langen Möller unsterbliche Vergangenheit wünschte wohl, die Börse könne noch warten. Einiges mügte von vorn anfangen. Eine Börsen-Konferenz, die der neue Minister einberief, sollte erst überprüfen, was der Börsenausschuss ergeben hatte. Offenbar war inzwischen die dähtere Gefahr wieder geschwunden, eine Mobilisierung der Börse nicht mehr nötig und dem diplomatischen Genie des preußischen Handelsministers die Aufgabe übertragen worden, mit seiner Kunst die Spuren der Angst zu verwischen, die in früherer Stunde die Gemüther ergripen hatte. Auch die Konferenz stimmte, ohne Unterschied der Partei, darin überein, daß an dem bestehenden Gesetz Eingriffes zu bessern sei. Am Ende hatte das Meno Tiefel, daß Siemens an die Prunkwand des Reichstags schrieb, sogar tapfere Junkerherzen gerichtet? Doch der Weltfriede blieb erhalten, wurde mit immer größerem Eifer als unerschütterlich gerühmt und die Verbündeten Regierungen ließen die Börsengejagtreform ruhig weiter schlummern. Wieder verging ein Jahr. Eine neue That war fällig. Sie blieb nicht aus. Die deutschen Bankiers veranstalteten einen „Tag“, der, auf die Stunde genau zwölf Monate nach Möllers Konferenz, in der ehrwürdigen Vaterstadt der Herren Wolfgang Goethe und Amschel Rothchild eröffnet wurde. Das Leid der Börse ward ubri et orbi in führenden Lauten geflagnad. Kein Echo war aber zu hören; und die Lamentationen konnten doch Steine erweichen. Das letzte Aufgebot wurde nun ins Feld geführt: ein „Tag“ aller deutschen Börsen brach an. Das war im Februar. Noch immer blieb die Regierung hart. Sie hatte andere Sorgen. Erst neun Monate später kam ihr, post tot discrimina rerum, die Einsicht. Lange hat's gedauert; ein hartes Stück Arbeit für die Börse, die Banken und alle, die fast ohne Pause die Luft mit Wehrufen erschütterten, weil die berühmte Reform noch immer nicht nahen wollte. Nun ist sie da, — und wird sanglos und flanglos empfangen. Denn der sauerliche Grus, der dem von der Börse sprechenden Theil der Thronrebe in den Organen des Liberalismus entboten wurde, konnte keinen Menschen darüber täuschen, daß die Ankündigung der Börsenreform nicht mehr als eine willkommene Sensation gewirkt hat. Nebertoßt waren, statt der Empfänger, diesmal wohl nur die Spender, die mehr frohe Dankbarkeit für ihre Gabe erwartet haben mochten. Die Börse selbst, das in den Kurven pulsirende Leben des Wertpapiermarktes blieb von dem Reformversprechen der Thronrebe völlig unberührt. Ist hier ein Rätsel zu lösen?

Sicher kein unlösbares. Die Börse hat sich in die Zucht des bestehenden Gesetzes so eingelebt, all ihre Verkrüpplungen schon so darauf zugeschnitten, daß sie der Aussicht auf eine Lenderung gar keinen Reiz mehr abgewinnen kann. So mag es einem Verurtheilten gehen, der nach langer Gefangenschaft die Rückkehr in die alte Freiheit fürchtet und schließlich noch bittet, man möge ihn da behalten, wo er allmählich seine ganze Welt finden gelernt hat. Viele Federn, sogar einige Köpfe haben sich bemüht, dem Glenden das höchste Gut wiederzugewinnen; und nun, da sich ihm ein neues Leben aufthut, fehlt dem lange Eingesperrten die Spannkraft, sich in die früheren Verhältnisse zurückzuwagen. Die Börse, der an der Schwelle des Jahres 1904 die Begnadigung angeboten wird, ist eben nicht mehr die selbe, die vor acht Jahren in die Fesseln des Börsen-

geleges gelegt ward. Sie hat in ihrem innersten Wesen eine Handlung durchgemacht und nach und nach alles Verständniß für eine reformirte Börsengesetzgebung verloren. Der Werth des Individuums ist zusammengeschrumpft, das Streben nach Konzentration beherrscht alle Gebiete der Finanzwirtschaft und die rasch erwachsenen Großbanken haben Stück vor Stück von den kleinen Privatgeschäften an sich gerissen. Lächelnd denkt man jetzt daran, daß in dem Kampf für die Beseitigung des Börsengesetzes die Leiter der großen Bankinstitute die Führung übernommen hatten. Oder lag Methode in diesem Wahnsinn? Stellten sich die Großen an die Spitze, um der Bewegung Pfad und Ziel zu weisen, auf daß sie ihnen nicht eines „Tages“ gefährlich werde? Einen besseren Wundesgenossen als das noch bestehende Börsengesetz konnten die großen Banken gar nicht finden. In hellen Haufen trieb es ihnen die Kunden zu, von denen die kleinen Privatbankiers, damals noch das Rüdigrat der Börse und jeglichen Effetenhandels, wegen der ungeheuren Zumuthungen des Gesetzes lassen mußten. Der Differenzierungsmaßstab, das Verbot des Terminhandels, die Notwendigkeit, bar zu bezahlen, was man kaufte; lautet Reulenliebe für die schwachen Individuen, höchst nützliche Erzeugenschaften aber für die Kolosse. Erst seit dem Erlass des Börsengesetzes ist's den deutschen Großbanken so recht wohl geworden. Ohne das Fundament, das dieses Gesetz ihnen schuf, hätten sie nicht die Stellung erreicht, die sie heute haben, eine so überragende Stellung, wie sie in seinem andern Lande den Banken beschieden ist. Sie beherrschen einfach souverän unser ganzes Finanzleben. Von welchem Punkt aus man auch eine finanzielle Transaction planen mag: alle Wege führen nach diesem Stom, dessen Forum die Gehrenstraße ist. Und dabei heißt es, daß Börsengesetz hemme die „legitime Thätigkeit der deutschen Märkte“ und treibe das deutsche Publikum mit seinen verfügbaren Kapitalien auf den Londoner Goldminenmarkt; es zerstöre den „Segen der Contremine“ und schwäche Deutschlands Wehrkraft in bedrohlichster Weise. Das Alles klingt jetzt wie Hohn. Die Leuchten des Liberalismus, die in den Bankpalästen als Direktoren oder Aufsichtsräthe thronen, mögen schön gelacht haben, wenn in ihren Parteiblättern jahraus, jahrein, morgend und abends dieses Misere gesungen wurde. Die durch das obligatorische Kostengeschäft begünstigten Großbanken konnten vorher ungeahnte Summen von Altien ihres Eigenbaues im Publikum fest unterbringen; und gerade sie haben in Deutschland den Absatz von Goldminenshares ins Rißige gesteigert. Das geschah zu Nutzen und Frommen ihrer Bilanzen und unter beständigen Kapitalsvermehrungen, die fast schon bedängtigend wurden. Noch hat kein Statistiker festzustellen versucht, wie viele minderwertige, wie viele beinahe werthlose „Werth“-Papiere unter der Herrschaft des Börsengesetzes von unseren großen Banken dem deutschen Publikum verkauft worden sind. Neun Stellen hat die Zahl gewiß, vielleicht gar zehn. „Den wirthschaftlich Schwachen“: Das war die Bildnung, die das Börsengesetz trug, gleich manchen anderen Gesetzen, die dem selben Geist entsprangen. Mindestens fraglich ist aber, ob nicht die Leute, die der weise Gesetzgeber schützen wollte, in ihrer Sammtheit durch das Gesetz viel mehr eingebüßt haben, als sie ohne das Gesetz jemals dem Giftbaum geopfert hätten. Heute ist es zu spät. Die Reform des Börsengesetzes kann die Toten, die im nüchternen, ruhmlosen Konkurrenzkampf mit den Riesen gefallen sind, nicht wieder lebendig machen. Die Autokratie der

Großbanken ist nicht mehr zu brechen. Was soll der entmannete Börse jetzt noch die Freiheit nügen? Und wäre es noch wirkliche Freiheit! Doch nur die Freiheit, die sie meinen, gewähren die großen Herren des Behrenviertels. Die konzedieren sie in Gnaden und rufen dabei: „Nehmt hin und seid hübsch dankbar, denn Schweig genug hat es uns gekostet!“ Nun fehlt eigentlich nur noch, daß die Börsianer sich Thränen der Rührung aus dem Auge wischen und innigen Dank stammeln, weil die Großen, als sie ihre Herrschaft wie einen rochen de bronze stabilisiert hatten, so gütig waren, den Kleinen eine Weihnachtbeschwerung zu gönnen.

Dis.



## Notizbuch.

**S**Der Reichstag ist eröffnet und wird, wenn dieses Heft erscheint, auch schon die ersten rednerischen Leistungen hinter sich haben. Alles verlief secundum ordinem; und die Propheten dürfen nicht einmal stolz darauf sein, daß ihre Verhüfung erfüllt warb. Dem Präsidium wurde kein Sozialdemokrat verliehen, Herr Singer bekam nur die Stimmen seiner Parteigenossen und die Mehrheit scheint entschlossen, die Geschäftsordnung nicht zu ändern. Auch die Thronrede brachte keine Überraschung. Über ihs eine, daß der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes mit dem ungünstigen Feuersteifer seiner siebenundsechzig Jahre eine Umgestaltung des Finanzwesens plant? Für sehr genügsame Seelen vielleicht. Nur ein Provisorium, das die „größten Uebelstände“ beseitigt; für „eine durchgreifende organische Reform“ ist die Zeit noch nicht reif. Der Freiherr von Stengel hat, als Bayre, erfahren, welches ärgerliche Unbehagen dadurch entstanden ist, daß die Bundesstaatsfinanzen von der Reichswirtschaft abhängig sind. Die clausula Brandenstein, die in Ehren, doch ohne besonderen Ruhm ein Dritteljahrhundert alt geworden ist, soll nun ins Paragraphenmuseum gebracht werden. Sie mag nüglichs gewesen sein: einen bequemen Zustand hatte sie nicht geschaffen; und längst wurde sie nicht nur von Partikularisten verwünscht. Sie schreibt vor, daß von dem Gelde, das aus Zöllen, Stempelabgaben, Tabak- und Branntweinsteuer eingeht, das Reich nur 130 Millionen für sich behalten, den Rest — in einem den Matrikularbeiträgen angemessenen Verhältniß — den einzelnen Bundesstaaten überweisen solle. Die Reichskasse gab also einen Theil des ihr zugeschlossenen und gebührenden Geldes weg, sorgte aber dafür, daß es ihr zurück erstattet werde; und die Einzelstaaten mußten mit ihren Matrikularbeiträgen zunächst für die Reichsbedürfnisse aufkommen, durften aber hoffen, durch die Ueberweisungen vom Reich entschädigt, am Ende gar noch mit ansehnlichen Summen beschert zu werden. Wenn das Reich nämlich genug eingenommen hatte. Das kam vor; und in den Jahren, wo die Ueberweisungen höher als die Matrikularbeiträte waren, hörte man keine Klage. Lang ihs het. Im letzten Oktosbr haben die Einzelstaaten ungefähr hundert Millionen in die Reichskasse geliefert. Was Wohlthat schien, wurde nun als Blage empfunden. Man schalt die umständlichen Schiebung:n, die nur das Schreibwerk vermehrten, und die Finanzminister der Bundesstaaten rangen die Hände: unmöglich, zur Ruhe zu kommen und sich, nach einem f:sten Plan, für längere Zeit einzurichten, weil man ja nicht wissen kann, was das auf schwankende Ein-

nahmen angewiesene Reich in diesem und im nächsten Jahr an Überweisungen gewähren, an Matrikularbeiträgen fordern werde. Dieses Gefühl doppelter Abhängigkeit konnte die Liebe zum Reich nicht ins Leidenschaftliche steigern. In München, Dresden, Stuttgart, in allen deutschen Parlamenten wurde, laut aber leise, gesagt, im Reichstagamt schreine man sich um die Wünsche und Lebensbedürfnisse der Einzelstaaten überhaupt nicht mehr zu kümmern. Der Freiherr von Thielmann ging, der Freiherr von Stengel kam; und jetzt will der Bayet daß unmoderne Werk seines Landsmannes Frankenstein zeitgemäß verbessern. Die Matrikularbeitstage sollen künftig „in der Regel“ nicht höher sein als der Durchschnittsbetrag der in den letzten fünf Jahren aus der Reichskasse den Staaten überwiesenen Summen. Ist also aus Berlin nichts überwiesen worden, so braucht dortherin auch nichts beigeleutet zu werden; freilich nur „in der Regel“. Immerhin hoffen die Finanzminister nun, vor unerträglichen Zumutungen bewahrt zu bleiben. Sehr großartig ist das Programm des neuen Herrn nicht; es könnte von einem Partikularisten ersonnen sein, denn es belastet das Reich mit schweren Sorgen. Was wird aus der Reichsschuld, deren Belastung jährlich hundert Millionen erfordert? Herr von Stengel verheißt „eine Regelung, die dauernden Charakter hat und darum einen nachhaltigeren Erfolg versprechen dürfte als Einzelgesetze.“ Dunkel ist der Nede Sinn. Das Reich, das immer neue Schulden machen muß, also nicht hat, was es zum Leben braucht, kann seine alten Schulden nicht bezahlen, kann sie höchstens schieben wie der Student, der im Sommer den warmen Rock, im Winter die Taschenuhr versetzt und jedesmal, wenn er eins der Pfandobjekte gegen das andere ausgetauscht hat, glaubt, seine Bilanz sei in musterhafter Ordnung. Die Vorlage Stengels hat ihre guten Seiten, mahnt aber wieder schmerzlich an die Thatsache, daß die Regierenden im Großen nichts verrichten können. Wie lange wird schon an der Frage der Finanzreform herumgezupft! Nach allem Gerede durfte man mehr erwarten als ein Flickwerk. Das Reich braucht neue Einnahmen. Diese bittere Wahrheit verschweigen die Verbündeten Regierungen gern, weil sie den Reichstag nicht verstimmen möchten. Auf die Dauer wirds doch nicht zu vermeiden sein; denn dringende Bedürfnisse können nicht ewig unbefriedigt bleiben. Für die „Offiziere und Mannschaften des Reichsheeres“ wird jetzt etwas verbesserte Böhnung gefordert. Ein Tropfen, der auf heißen Stein fällt. Sieht oben denn Niemand, daß es höchste Zeit ist, für Heer und Beaumenshaft ganz neue Gehaltsnormen zu finden? Was heute bezahlt wird, reicht knapp für die Notwendigkeit. Es klingt recht schön, wenn dem Offizier gesagt wird, er brauche nicht zu repräsentieren und solle sich mit dem Stolz der Armut umgürten; nur sperrt man ihn mit dieser Weisung vom hellen Leben ab, nimmt ihm die Möglichkeit des Umganges mit wohlhabenden Bürgern, deren Gastfreundschaft er doch anständig erwidern müßte, und bannt ihn in die Kaserne. Solche Forderungen sind nicht populär, aber notwendig; bleiben sie unerfüllt, dann wird alles Jammern über den Mangel an tauglichem Offizierersatz nicht hindern, daß junge Männer von Durchschnittsverstand den Beruf des Industriellen, Technikers, Kaufmannes wählen, statt im bunten Rock zu daben oder nach Einladungen auszuziehen, die reichliche Schmäuse versprechen. Lieber kein Heer als eins, dem die geistig Trägen, zu ernsthaftem Kampf Unlängigen befehlen. Wer regieren will, darf an unbedeckten Pflichten nicht schen vorüber schleichen. Bei uns ist man schon zufrieden, wenn die Karte nicht im Sand stecken bleibt. Die Thronrede ist die charakteristische Urkunde einer unfruchtbaren Zeit. Keine Spur von Schöpfkraft, auch nur von Schöpfer-

muth. Sonbergerichte für Handelsgehilfen; Feldzug gegen die Nebenparasiten; ein paar Konzessionen an die Börse; im Hintergrund ein Gesetzentwurf, der für schuldblos erlittene Untersuchungshaft entschädigen soll, im Bundesrat aber noch nicht — noch immer nicht! — fertig geworben ist; und allerlei ungriessbare Phrasen über die „Anforderungen steigender Kultur“ (die auch noch nicht fertig ist) und den festen Willen zu sozialpolitischer Reformarbeit, deren Ziel nicht gezeigt wird. Zum Schluß dann die „guten und freundlichen Beziehungen zu allen fremden Mächten“, ein Stückchen auf der Freiheitschale: und die „geehrten Herren“ dürfen nach Hause gehen. Herrgott, denkt der Bürger, wenn er seine Zeitung aus der Hand legt, ist die Politik im Deutschen Reich langweilig geworden! Und freut sich auf den Tag, wo ein Brandrother wenigstens ein Bischen Leben in die Reichsbude bringen wird.

\* \* \*

Ein Hauptvergnügen des Zeitungslesers war den lieben Sommer lang die Razzialgerei in Ungarn. Da gings lustig zu; und für Abwechslung war gesorgt. Heute wurde im Parlament gebrüllt, morgen auf der Straße gehult und überworfen ein feierliches Verfahren eröffnet, um festzustellen, ob ein Statthalter den Versuch gewagt habe, unkorruptible Kermagharen zu bestechen. Zwei Ministerpräsidenten, Herr von Szell und Graf Khuen, erlagen der Obstruktion und Wochen lang konnte der Kaiser Franz Joseph für sein Königreich Ungarn keinen möglichen Kabinettsoff findnen. Heute erst ist Friede im Land; aber wenigstens Waffenstillstand. Und der Mann, den der Vorher dieses Erfolges schmückt, ist der selbe Graf Stefan Tisza, der kurz vorher nicht einmal ein lebensfähiges Ministerium zu bilden vermocht hatte. Koloman's Sohn und, wieder Papa, eingetriebener Herr, den sein schwindiges Gewissen auf seinem Wege hemmt. Er kam zur rechten Stunde; die Obstruktion zog nicht mehr recht und der Abgeordnete Franz Rossuth, der Führer der Partei, die gegen das Haus Habsburg kämpft und Ungarn von Österreich trennen will, war klug genug, die Hand zu ergreifen, die ihm aus schwieriger Lage half. Er hatte sich gut geschlagen; soll überhaupt obstruktirt werden, dann muß man so machen wie Rossuth und seine Leute. Sie haben mehr erreicht, als sie vor einem Jahr selbst ahnten. Das Gesetz, das eine gegen früher erhöhte Rekrutenzahl forderte und im österreichischen Reichsrath schon bewilligt war, wurde in beiden Reichshälften zurückgezogen, weil es Herrn Rossuth nicht gefiel. Bei ihm, dem Sohn des achtundvierzigsten Todfeindes der Habsburg-Vothringer, mußten die Minister des Königs antichambriren, um von seiner Gunst zu erschmeicheln, was Gewalt nicht erobern konnte. Der Geltungsbereich der magyarischen Staatssprache wurde auch im Heerwesen erweitert und eine den Wünschen Rossuths entsprechende Reform des Wahlrechtes zugesagt. Franz Joseph selbst war geneigt, den Sinn von Sägen zu mildern, die er als höchster Kriegsherr gesprochen hatte. Und schließlich mußte Graf Tisza als Ministerpräsident im Reichstag Rossuths Hormel nachsprechen: In Ungarn entscheidet nur der Wille der Nation, giebt es auch für das Heer keine andere Rechtsquelle als diesen Willen, der im Parlament zu legitimem Ausdruck gelangt. Ein schwarzes Jahr für Habsburg. Das Streben nach unbeschränkter Selbständigkeit ist so stark geworden, daß selbst die liberal-gouvernementale Partei kaum noch den Schein wahrt und ernsten Widerstand nicht mehr wagen darf. Jeder möchte jetzt zu den „Unabhängigen“ gehören: der eble Bansky so gut wie Graf Albert Apponyi, der Kunstator, den die Tiszas stets hassen und der deshalb unter dem ersten besten Vorwand aus der Regierungspartei geschieden ist. Der Du-

Istmus, die Hinterlassenschaft Deuts, wird ja noch ein Streckchen weitergeschleppt werden. Eines Tages aber kann der König von Ungarn sich gezwungen sehen, in der offener Burg Herrn Rossuth die Leitung der Staatsgeschäfte anzutragen. Die Ungarn wollen mit Österreich nicht länger in intimer Gemeinschaft hausen und Franz Joseph ist zu alt für den Entschluß, die Magyaren endlich einmal die ersehnte Probe bestehen zu lassen. Wenn sie den Dualismus los würden und out in the cold allein blieben, könnten die budapester Helden bald merken, daß die Gemeinschaft ihnen größeren Vortheil gebracht hat als den verhassten Schwarzelben. Felix Austrail Die Arme muß nach der ungarischen Fiedel tanzen und wird von polnischen Bütteln gefrustt. Der Deutsche hat keinen Grund, die Magyaren zu lieben; als Politiker sind sie aber nicht zu verachten. Von himmlischer Freiheit, wo für das Nationenwas zu expressen ist; alle Rechte für sich und kein einziges für die Deutschen und Slaven, die als Heloten jenseits der Leitha wohnen; mit moralisch überlichen Kleinigkeiten giebt keiner sich ab; und Jeder ist ein geborener Rebner ... Sieblich lang übrigens daß Lob, das in manchen Berliner Zeitungen dem Grafen Lásza für seine „rücksichtlose Thaikraft“ gespendet wurde, als er, um der Obstruktion Herr zu werden, die Geschäftsordnung des Reichstages ändert. . . Während des Tarifkampfes hatte man's anders gelesen.

\* \* \*

Herr Professor Dr. Gustav Ruhland möchte sein neues Buch „Die Lehre von der Preisbildung für Getreide“, das (mit neun graphischen Darstellungen) bei J. F. Lehmann in Berlin erschienen ist und zwei Mark kostet, hier anzeigen. Er schreibt darüber:

„Wird ein neuer Getreidezoll vom Inlande getragen oder auf das Ausland abgewälzt? Diese Fragen werden von Millionen von Staatsbürgern nach ihrer Parteihabrone sofort in ganz bestimmter Weise beantwortet. Werden aber die selben Personen gefragt, ob die Weizenpreise voraussichtlich bis zum Frühjahr höher oder niedriger sein werden als heute, dann antworten sie: „Das kann Niemand im Voraus wissen“. Und doch ist jede Beantwortung der Frage nach der Wirkung der Zölle eine Prophezeiung auf dem Gebiete der Getreidepreisbewegung. Dass also die selben Personen, die über die künftige Wirkung der Getreidezölle so genau Bescheid wissen, sich immer auf ein bescheidenes „Nichtwissen“ zurückziehen, wenn noch eine andere Frage aus dem Gebiete der künftigen Getreidepreisbewegung an sie gestellt wird, ist seltsam; freilich nicht schwer zu erklären. Unsere umfangreiche Literatur hatte bis heute noch keine Schrift, die in die Technik der Getreidepreisbildung so tief eindrang, daß sie dem Leser eine guttressende Beurtheilung der künftigen Preisbewegung allgemein ermöglichte. Mein Buch mag deshalb nicht nur Landwirten, Händlern und Müllern, sondern auch dem Politiker willkommen sein, der eine systematische Darstellung sucht.“

\* \* \*

Ein Glück, daß es bei unseren getreuen Nachbarn noch Institutionen gibt, die beiden Reichshälften gemeinsam sind. Eine davon scheint die wiener Firma B. Bertlich zu sein; und eine sehr nützliche. „Kommerzielles Vermittlungsbureau für Österreich-Ungarn und die Balkanstaaten. Spezialabteilung für Hof-, Staats- und Armeeleverungen, hohe Auszeichnungen, Hof- und Kammerlieferantentitel u.s.w. Referenzen von ersten Firmen und hohen Persönlichkeiten“. Der Inhaber, „Oberst des Kaiserlich ottomanischen Osmanje-Ordens“, muß namentlich in der Türkei ein mächtiger Mann sein. Vor mir liegt ein Rundschreiben, in dem er „ergeben ist darauf

aufmerksam macht, daß sich jetzt eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit bietet, mit einer verhältnismäßig bescheidenen Spende einen hohen Orden zu erlangen. Die Heilige Wahn wird unter besonderem Protektorat Seiner Majestät des Sultans mit freiwilligen Beiträgen des Hofs, der Regierungbeamten und der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen gebaut. Ein — wenn auch kleiner — Beitrag eines Ausländer — würde besondere Beachtung finden und auf geeignetem, durchaus kostreichen und illegalen Wege eine Dekoration (eventuell der höchsten Klassen: Großoffizier oder sogar den Großorden) einbringen.“ Die Gelegenheit ist günstig. Auch die kleinsten Beträge werden angenommen. Wer seinem Nächsten eine Weihnachtstrente bereiten will . . .

\* \* \*

Fräulein Helene von Monbatt hat, unter dem Namen Hans von Kahlenberg, 1898 eine Novelle veröffentlicht, die „Nixchen“ hieß; noch immer heißt, im Buchhandel aber nicht mehr zu haben ist. Denn die läbliche Behörde hat das Buch konfisziert.ziemlich spät; als schon sechs Auflagen verbreitet waren. Eine fast neunzigjährige Jungfrau, die in rüstigerer Lebenszeit Lehrerin gewesen war, sandt das Nixchen ansichtig und trug ihr beschämtes Schamgefühl ins Berliner Polizeipräsidium, auf daß es Herr von Windheim, der damals noch am Alexanderplatz thronte, süberlich reparire. Das wurde denn auch versucht. Zunächst ohne Erfolg. Das Landgericht II Berlin lehnte den Antrag, das Hauptverfahren gegen Fräulein von Monbatt zu eröffnen, ab und sprach, als die Beschwerde der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht durchgegangen war, die angeklagte Schriftstellerin und deren Verleger im November 1902 frei. Dieses Urtheil wurde von der Staatsanwaltschaft angefochten und in Leipzig vom zweiten Strafzenat am zweihundertzweigsten Mai 1903 aufgehoben. Die Begründung ist nicht ganz uninteressant. „Den Inhalt der von der Angeklagten Von Monbatt verfaßten Novelle sah der erste Richter dahin zusammen, daß darin geschildert wird, wie eine sechzehnjährige Berliner Schreinmutter, obgleich sie verlobt ist, zu gleicher Zeit ein Verhältniß mit einem anderen Mann unterhält, mit dem sie in frivoler, Sitts und Unstand verlegender Weise verkehrt, ihm außsucht, um mit ihm vor ihrer Verheirathung alle Maffinemente verbotener Liebe zu genießen, und in ihrer Wollust nicht davor zurückzschreckt, bis zum Neuherrsten zu gehen und sich dem Geliebten so weit hinzugeben, wie es für sie ohne die Folge der Schwangerschaft nur möglich ist. Obwohl die Strafkammer erkennt, daß der Inhalt des achten Briefes, losgelöst aus dem Zusammenhang und für sich allein betrachtet, als das Scham- und Sittlichkeitgefühl verlegend angesehen werden könne, hat sie doch der genannten Schrift die Eigenschaft einer ungünstigen Schrift ver sagt und deshalb beide Angeklagte freigesprochen. Die dagegen eingegangene Revision der Staatsanwaltschaft mußte für begründet erachtet werden. Rechtsräthümlich ist schon die Meinung des Vorberichters, daß zur Annahme der Ungünstigkeit einer Schrift, die das Geschlechtsleben berührt oder behandelt, eine „geschlechtliche Absicht“ des Thäters in dem Sinne gefordert werde, daß durch die Schrift ein geschlechtlicher Reiz hat hervorgerufen sollen und daß diese Absicht sich in der Schrift verkörpern muß. Gerade im Gegensatz hierzu hat das Reichsgericht wiederholt ausgesprochen, zum Begriff der Ungünstigkeit einer Schrift sei nicht nötig, daß der Verfasser oder Breiter ungünstige Zwecke verfolgt; es genüge vielmehr, wenn er an und für sich vorsätzlich handele und dabei das Bewußtsein von dem ungünstigen Charakter der Schrift behaß. (Zu hoch für den Laien? Ober zu tief?) Einen ungünstigen Charakter aber hat eine Schrift dann, wenn sie

das allgemeine, zur Zeit im Volk lebende Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verlegt. Dabei ist es gleichgültig, ob diese Wirkung in der Hervoorbringung eines geschlechtlichen Reizes oder in der Erzeugung von Widerwillen und Abscheu besteht . . . Zwar wird vom ersten Richter auch angenommen, daß erwachsene Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes im Durchschnitt beim Lesen der Novelle weder einen geschlechtlichen Reiz empfinden noch auch sich in ihrem Scham- und Sittlichkeitgefühl verlegt fühlen würden. Allein die erwachsenen Personen bilden nur einen Theil des Publikums, dessen sittliches Empfinden den Gradmesser für die Bestimmung einer Schrift als einer unzüchtigen darbietet; und die Strafammer selbst stellt fest, daß die Novelle für Febermann lästig war, schließt auch die Möglichkeit nicht aus, daß sie auch unerwachsenen Personen zugänglich war . . . (Ausdrücklich wird erwähnt daß man sie auch bei Wertheim kaufen konnte.) Bestand aber die Möglichkeit, daß die Novelle auch in die Hand unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen gelangte und daß ihr Inhalt deren Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung verlegte, so war die Annahme, daß es sich objektiv um eine unzüchtige Schrift handle, geboten und es blieb dann nur noch zu prüfen, ob die Ungeflagten sich dieser Möglichkeit bewußt geworden sind.“ Eine lesenwertwerthe Entscheidung des höchsten Gerichtshofes. Objektiv unzüchtig und dem § 184 StGB verfallen ist eine Schrift also schon, wenn sie im Sinn unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen, denen der Verfasser sie gar nicht zugebracht hatte, Abergernish erzeugt. Da „die Möglichkeit besteht“, daß in die Hand solcher Personen sämtliche Klassiker nebst dem Alten Testamente und schlimmen Spätromantikern gelangen — sogar die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit —, mag Manhem um unsere große Literatur bang werden. Vor ein paar Jahren noch wollte das Reichsgericht die „leicht erregbare Phantasie einer unerwachsenen Schuljugend nicht zum Maßstab Dessen machen, was das Scham- und Sittlichkeitgefühl des normalen Menschen objektiv zu verlegen geeignet ist oder nicht.“ Jetzt aber schlägt es gründlich auch die Unreifen vor früher Verderbnis. In der Zeit des Heimz. Krieges wurde uns jeden Tag in die Ohren getutet, das Weltende müsse nahen, wenn der Begriff „größliche Verlehung des Schamgefühles“ in die Rechtsprechung eingeführt werde. Jetzt sehen wir, daß die Zivilistur des Reichsgerichtes diesen Begriff, noch dazu ohne das Kriterium der „Größlichkeit“, längst in ihre Normensammlung aufgenommen hat, und ich kann wiederholen, was ich vor vier Jahren dem rasenden Goethebund zurief: „Der vorgeschlagene Paragraph ist nicht um Haarsbreite gefährlicher als der jetzige § 184, der jeder willkürlichen Auslegung den weitesten Spielraum läßt“. Fräulein von Monbatt hat erfahren. Das Reichsgericht verwies die Sache an die Vorinstanz zurück. Die neunte Strafammer des Landgerichtes I Berlin „sah nicht als erwiesen an, daß die Angeklagte beim Schreiben der Novelle oder bei der Übergabe zum Verlag sich bewußt gewesen ist, daß sie durch die Veröffentlichung das Scham- und Sittlichkeitgefühl irgendemandes, es sei denn einer ganz besonders pruden Person, verlegen könne“. Daher Freispruch. Weil das Buchaber in die Hände Unreifer fallen und deren Schamgefühl verlegen kann, ist es als „objektiv unzüchtig“ zu bezeichnen und unbrauchbar zu machen. Auch gegen dieses Urteil hat Fräulein von Monbatt Revision eingelegt, über die das Reichsgericht nächstens entscheiden wird. Ich kenne das Richter nicht; die Novelle trägt den Untertitel: „Ein Beitrag zur Psychologie der Höheren Tochter“ und sollte nach der Absicht der sehr begabten, nicht zur Literaturzugehörigkeit gehörenden

den Verfasserin ein Schreckbild halbjüngsterlicher Entartung zeigen. Soll das Buch, das ohne den Prozeß irgendwischen längst vergessen wäre, nun auch noch als ein Beitrag zur Psychologie deutscher Rechtsprechung fortleben? Die leipziger Herren, denen der helle Kopf des Freiherrn von Bülow präsidirt, sollten sich dreimal überlegen, ehe sie eine ernste Künstlerin, eine Dame mit dem Makel unglaublichen Schriftthumes behosten. Der Herr, der bei der Eröffnung des Reichstages neulich den Satz von den Anforderungen steigender Kultur vorlas, hieß, wenn ich nicht irre, auch Bülow.

\* \* \*

Noch eine Kriminalgeschichte; diesmal aus Hamburg. Eine Arbeiterin lebt mit ihren vier Kindern allein in einer Hofswohnung; sie hat sich von ihrem Ehemann getrennt (aber er von ihr) und sorgt für den Unterhalt der Kleinen. Eines Nachmittags, während sie in der Wohnstube ihr acht Monate altes Kind ankleidet, läuft der dreijährige Sohn in die Küche. Die Mutter ist beschäftigt und achtet nicht darauf. Der Knabe klettert neugierig aufs Fensterbrett und stürzt aus dem zweiten Stock in den Hof hinab. Schädelbruch; sofort tot. Die Arbeiterin wird angeklagt, durch Fahrlässigkeit den Tod ihres Kindes herbeigeführt zu haben. Angeklagt und verurtheilt; denn die Beweisaufnahme ergiebt, daß der Frau von Nachbarinnen mehr als einmal gesagt worden ist, ihr Junge habe die schlechte Gewohnheit, am offenen Fenster herumzuhüpfen. Die Bewarnte hatte also die Pflicht, mit gebeppteter Sorgfalt auf den Kleinen zu achten. Das ist nicht ganz leicht für eine Proletarierin, die vier Kinder zu hüten, zu füttern, zu kleiden hat. Doch die Strafe ist auch mild: nur ein Monat Gefängnis. Reicht aber aus, um die Arbeiterin, als eine bescholtene, unzverlässige Person, ins Gleis zu bringen. Von Rechtes wegen... Wer Zeit und Lust hat, möge nach diesem Urtheil der dritten hamburgischen Strafammer noch einmal lesen, was am siebzehnten Oktober 1903 hier über den Fall Koch-Dippold gesagt worden ist.

\* \* \*

Einzelne Leser fragen, warum hier über den oldenburger Skandalprozeß nichts gesagt worden sei. Wüßte denn was drüber gesagt werden? Ein Lehrer ärgert sich, weil er aus der Residenz in ein enges Provintialstädtchen versetzt worden ist, und greift in anonymen Zeitungartikeln den Minister an, den er für seinen Feind und deshalb natürlich für den Vater aller oldenburgischen Uebel hält. In der Hauptverhandlung wird nicht erwiesen, daß die Versehung des Lehrers eine Chicane war, noch, daß der Minister seine Unschuld jemals mißbraucht hat; nur, daß dieser Minister, als er noch Erster Staatsanwalt war, gern sein Spielchen mache, auf manche Kollegen schimpfe und, ohne Unterschied des Standes, an seinem Kartentisch Leben willkommen hieß, der Gold seien konnte. Ich finde nicht, daß diese Thatsachen in den Bezirk des öffentlichen Interesses gehören. Der Lehrer hat abgetreten, der Minister huldvoll verziehen. Der Erwähnung wert wäre höchstens die Energie der Vertheidiger, die einen hohen Vorsitzenden zwangen, sie und ihren Mandanten anständig zu behandeln. Das wird selbst in viel größeren Städten leider nicht oft erreicht, allzu selten auch nur versucht. Sonst aber: eine kümmerliche Schülergeschichte.

\* \* \*

Uralte Mären, die man längst eingesargt wähnte, leben in diesem Winter des Mißvergnügens wieder auf. In hundert oder tausend Zeitungen wurde vor vierzehn Tagen gefragt, ob die Behauptung wahr sei, daß Bismarck einst in jähem Zorn gegen den Kaiser das Tintenfaß erhoben habe; sei sie wahr, dann blitze kein Gerechter

mehr sagen, der erste Kanzler sei schlecht behandelt worden. Viele fragten gar nicht erst, sondern nahmen als erwiesen an, daß Bismarck braus und braus war, seinem König das Tintenfäß an den Kopf zu werfen. Im März 1890, als Wilhelm der Zweite ihn „wegen der Verhandlungen mit Windthorst zur Stelle stellte“. Und solcher rohe Vatrom nannte sich einen freuen deutschen Diener! So frisch waren die schlimmsten Haussmeier im alten Reich nicht. Zeitungsschreiber sollten eigentlich ein besseres Gedächtniß haben und nicht für funkelnagelneu ausgeben, was ihre eigene Feder vor zwölf, dreizehn Jahren schon dem Erdkreis mitgetheilt hat. Die Tintenfäßgeschichte ist anno 90 mindestens zehnmal durch die Presse beider Welten gegangen. Bismarck hat, als er sie hörte, den Kopf geschüttelt, dann gelächelt und endlich eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der rechten Faust kurze, leise, aber starke Schläge gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wollte er seine Worte in das Holz eindrücken. Möglicher, daß dabei — der Kanzler war nicht Husar, sondern ein schwerer Kavallerist — ein Tropfen Tinte aus dem Fäschchen sprang. Doch diese Erklärung wurde erst gesucht und gefunden, als die Geschichte, immer wieder kam und zu dem Bemühen herausforderte, wenigstens ein kleinlein Wahrheit darin zu entdecken. Auch der Spritzer ist also nicht „historisch“; und daß Bismarck das Tintenfäß gepackt und ausgehoben habe, sollte man unartigen Kindern in der Abenddämmerstunde erzählen. Behaglich mag beiden Männern während des Gespräches nicht zu Muth gewesen sein. Der Verlauf ist ja bekannt. Am vierzehnten März 1890 hatte Windthorst durch den Mund Gersons von Bleichroeder eine Unterredung erbettet, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte; dabei gab er seinem Erstaunen über die Wahl des Vermittlers Ausdruck: nach alter Sitte konnte jeder Parteiführer sicher sein, stets vom Kanzler empfangen zu werden. Die Unterredung brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte, konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes, Windthorst riet ihm dringend, zu bleiben, und empfahl, falls dennoch ein Kanzlerwechsel unvermeidlich würde, den General von Caprivi für die Leitung der Reichsgeschäfte. Dem Kaiser müssen die Dinge wohl in anderem Licht dargestellt worden sein; er kam am nächsten Morgen sehr früh in die Wohnung des Grafen Bismarck, ließ den Kanzler rufen und verbat sich politische Unterhandlungen, von denen er nicht vorher unterrichtet sei. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, einflußreiche Parlamentarier zu unverbindlichen, rein informatorischen Gesprächen in messßen staunen zu empfängen.“ „Wüßt nicht, wenn es hier jetzt beschießt?“ „Die Macht meines Herren endet am Salon meiner Frau.“ Ein düsterer Morgen, der dem älteren Mann die Gewissheit gab, daß ihm das Vertrauen des Königs entzogen war. Drei Tage danach kam denn auch, zweimal in vierundzwanzig Stunden, die Aufforderung, schleunig das Abschiedsgesuch einzureichen. Bismarck hatte nicht die Gemilthsart eines Rämmleins; wer ihm aber tüdes Benehmen nach sagt, hat ihn nie gekannt. Eins seiner Lieblingsworte war „wohlerzogen“; und er hätte selbst im Witselwind der Leidenschaft sich nie zu einer Fliegelei erniedert. Die Tintengeschichte ist unsinnig, nicht, weil der Kanzler vor seinem Kaiser stand, sondern, weil der seine Fließe zu „wohlerzogen“ war, um mit Realinsjuren zu drohen. Lebriegen war er, wie selbst der Todfeind zugeben müßte, immer der Mann seiner Thaten und hätte sein Handeln nicht seig verleugnet. Vielleicht läßt man die Anekdote nun ruhen. Wie sie entstanden ist? Der Kaiser hat scherzend später erzählt: „Der Alte war an dem Morgen ganz außer sich und guckte mich an wie Luther den Besucher; ich glaube, am Liebsten hätte er mir auch das Tintenfäß an den Kopf geworfen“.